



Die
Freier der Markgräfin.

Historische Novelle

von

George Hiltl.



Berlin.
Verlag von R. Lesser.





In dem Korridore des kurfürstlichen Schlosses zu Berlin, welcher zu den Zimmern des Herrschers führte, gingen zwei Personen auf und nieder.

Der Aeltere von Beiden war der Oberhofmeister Kurfürst Friedrich's III., Herr von Grumbkow, der Jüngere der Lieutenant von Hebenstein. Die Herren trugen Zeichen der Trauer um den vor Kurzem dahingeschiedenen großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Obgleich zwischen Beiden ein bedeutender Rangunterschied stattfand, war das Benehmen des Herrn von Grumbkow dem einfachen Lieutenant gegen über doch *ein sehr verbindliches*, fast zutrauliches.

Wer beide Herren von einem Winkel des Ganges aus betrachtet hätte, würde sogleich bemerkt haben, daß eine Sache von Wichtigkeit zwischen ihnen verhandelt wurde, und daß der Lieutenant jedenfalls in der Angelegenheit verwendet werden sollte, denn Herr von Grumbkow redete überaus eindringlich, machte mit den Händen äußerst bezeichnende Bewegungen, ergriff einige Male vertraulich den Arm des Offiziers, näherte seinen

Mund dem Ohre Hebenstein's und legte sein Gesicht in alle möglichen Falten.

Der Lieutenant blieb dagegen sehr ruhig. Er zuckte nur zuweilen mit dem Achseln oder machte sonst irgend eine zustimmende Kopfbewegung.

Nachdem die Promenade durch den Korridor eine Zeitlang gewährt hatte, tönte plötzlich in einiger Entfernung der dumpfe Schall einer Klingel. Fast unmittelbar darauf öffnete sich die auf den Gang führende Flügelthür, ein Kammerdiener trat heraus. Herr von Grumbkow schritt sogleich auf die geöffnete Thür zu, indem er dem Lieutenant einen Wink gab, ihm zu folgen. Hebenstein rückte sein Koller zurecht, schob den Ringkragen und nahm seinen Degen auf, dann folgte er dem Oberhofmeister in das Gemach.

Sie durchschritten ein mit Trabanten und Lakeien angefülltes, großes Vorzimmer und blieben dann in dem kleineren, vor des Kurfürsten Kabinete befindlichen Gemach, in dem die dienstthuenden Kammerherren sich befanden.

Nach flüchtiger Begrüßung öffnete Herr von Brand die Thüre und meldete mit lauter Stimme: „Oberhofmeister von Grumbkow und Lieutenant von Hebenstein."

Die Thüre schloß sich hinter den Gemeldeten, beide standen dem Kurfürsten gegenüber.

Friedrich III. gehörte nicht zu den äußerst imposanten Erscheinungen. Eine kleine Verschiebung der Schulterknochen hatte seinem Rücken den Anschein des Verwachsenseins gegeben. Dessenungeachtet verstand der Kurfürst, den seine geistreiche Gemahlin Sophie Charlotte scherzweise „Ihren Aesop" nannte, es doch vortrefflich, sich in geeigneten Momenten den Anstrich der höchsten Würde

zu verleihen, eine Gabe, die ihm bei seiner zu erfüllenden Mission, den Kurhut mit der Königskrone zu vertauschen, sehr zu Statten kam. Sein ausdrucksvolles Gesicht nahm in solchen Augenblicken eine nicht zu beschreibende Hoheit an, und er imponirte thatsächlich Jedem, dem er gegenübertrat.

Diese Empfindung hatte auch der Lieutenant von Hebenstein, als Friedrich auf ihn zutrat und kurz aber höflich fragte: „Lieutenant von Hebenstein von den Gardes du Corps?"

„Durchlaucht zu Befehl. Früher bei der Trabanten-Garde."

„Von Hebenstein? nicht wahr?" fuhr der Kurfürst fort. „Erinnere mich. Ein älterer Bruder bei Fehrbellin gefallen. — Gute Familie."

„Ew. Durchlaucht," begann Grumbkow, „haben mir befohlen, einen zuverlässigen Mann auszuwählen, der in der fraglichen Angelegenheit sicher verwendbar sei. Die Rekommandation meines Verwandten, des Generals von Grumbkow, hat mich den vor Ew. Durchlaucht stehenden Lieutenant von Hebenstein choisiren lassen, dessen milärische Education und Sincérité dem erlauchten Hause gegenüber außer allem Zweifel gestellt sind."

Nach dieser halb deutsch, halb französisch hervorgebrachten Empfehlung verneigte sich Herr von Grumbkow und trat einen Schritt zurück.

Der Kurfürst beantwortete die Rede mit einem gnädigen Kopfnicken.

„Wissen Sie," fuhr er zu Hebenstein gewendet fort, „um was es sich handelt?"

„Nur theilweis, durchlauchtiger Herr. Es ist mir

zunächst der Auftrag geworden, eine genaue Erkundigung einzuziehen, ob irgend welche Mitglieder des Offizierkorps Verbindungen mit dem Hôtel der französischen Gesandtschaft unterhalten. Ich kann Ew. Durchlaucht die Versicherung geben, daß dies augenblicklich nicht der Fall ist. Für den zweiten Theil meiner Aufgabe: zu ermitteln, ob von dem Gesandtschaftspersonal des früheren französischen Ambassadeurs, Herrn von Rebenac, sich noch Leute in Berlin heimlicherweise befinden, für diese Angabe bin ich nicht die geeignete Person. Es ist das, mit gnädiger Erlaubniß, mehr Sache der Polizei als eines Soldaten."

„Mag keine Polizei in der Angelegenheit!" fuhr der Kurfürst auf. „Betrifft meine Familie; kann nur gehandhabt werden von Kavalieren, welche Sentiments für mein Haus hegen. Kann nicht in die Hände gerathen, die schon hin und wieder mauvais Sujets oder Brigands tractirt haben. Müssen Alles wissen, Hebenstein, werden dann sehen, wie ich nur an Cavaliers mich wenden kann. Keine Polizei, nur Militair oder Diplomatie. Vor allen Dingen nichts publique. Grumbkow! die Sache auseinandersetzen! Ich will, daß Hebenstein klar sehe. Hier ist der Rapport von Fuchs."

Der Kurfürst reichte dem Oberhofmeister ein Papier und warf sich in einen Sessel.

Grumbkow entfaltete die Schrift, durchflog sie schnell, räusperte sich ein wenig und begann dann: „Sie wissen, Herr von Hebenstein, aus den Ihnen vorhin bereits durch mich gegebenen Andeutungen, daß die hohe Wittwe des in Gott ruhenden Herrn Markgrafen Ludwig, Bruders Sr. kurfürstlichen Durchlaucht, Frau Louise Charlotte, der Gegenstand eifrigster Bewerbungen zweier

fürstlicher Häupter ist. Es werben um die Hand der illustren Dame der Prinz Jakob Sobieski und Se. Erlaucht Pfalzgraf Karl von Neuburg. Es ist indessen nicht den Wünschen unseres gnädigsten Herrn genehm, die hohe Verwandte einem der genanten Herren zum ehelichen Gemahl zu geben, und obwohl die Prinzessin freie Wahl hat, so glauben Se. Durchlaucht doch im Interesse des Vaterlandes zu handeln, wenn Sie darauf denken, die Wittwe Ihres Herrn Bruders einem protestantischen Fürsten zu vermählen. Es werden nun von Seiten genannter Freier allerlei Intriguen gesponnen, die hohe Dame zu gewinnen. Unterhändler und Conspirateurs sind in Berlin thätig, um die Heirath zu negociiren. Ihnen scharf auf die Finger zu passen, ist die Aufgabe des mit der Sache vertrauten Agent secret Sr. kurfürstlichen Durchlaucht, und ein genauer Rapport müßte zu gewissen Zeiten abgestattet werden, damit der Hof weiß, in welchem Stande sich die Angelegenheit befindet. Trägt man die Sache dem Hauptmann der Polizei auf? Nein, sie gewinnt dadurch ein übles Ansehen, es hat den Anschein, als handle es sich um Verbrecher. Die Corps diplomatiques bestehen aus zu verschiedenen Charakteren. Se. Durchlaucht können nicht wissen, wie eng etwa gewisse Herren selbst in die Intrigue verflochten sind, und ob es da nicht, um mit Lafontaine zu reden, heißen möchte: „Donner le chou à garder à la chêvre,“ den Bock zum Gärtner setzen. Wir müssen also einen Mann haben, auf dessen Ergebenheit und Unverdächtigkeit zu bauen ist, der überall ohne besonderes Aufsehen Zutritt hat, dem die Sache selbst vollkommen gleichgültig ist, und so sind wir auf Euch,

mein Herr Lieutenant, gefallen. Ich richte nochmals an Sie die Frage: wollen Sie Ihre Dienste leihen?" — —

Grumbkow holte tief Athem.

Hebenstein dachte einen Augenblick nach. Er blickte auf den Kurfürsten, der scheinbar gleichgültig eine auf dem Guéridon liegende, in Silber gefaßte Bonbonnière ergriffen hatte nnd damit spielte. Er sah die Augen Friedrich's kleine Blitze schießen; die Mundwinkel des Herrschers zuckten, und auf dem ganzen Gesichte lag bereits die Verwunderung deutlich ausgeprägt, daß bei einem von ihm gehegten Wunsche noch ein Besinnen möglich sei. —

Der Lieutenant hob den Kopf. „Durchlauchtigster Herr," sagte er, „ich stelle meine geringe Person Ew. kurfürstlichen Gnaden zur Verfügung. Nur werden Sie als mein oberster Kriegsherr nicht verlangen, daß ein Soldat sich brauchen lasse zu Verrichtungen, die mit der Ehre, so man im kurfürstlichen Heere gar sorgsam heget, sich nicht vereinbaren lassen.

Der Kurfürst richtete sich schnell empor. „Würd' ich das verlangen?" rief er schneidend.

„Durchlaucht halten zu Gnaden," fuhr der Lieutenant unerschrocken fort, „ich bin der Ansicht wie es gar verschiedentlich ausgelegt werden kann, was Ehre bedeuten soll. Das, was bei den Herren Diplomaticis für eine hohe Ehre ausgelegt wird, ist beispielsweise: wenn solche Herren der Feder und Siegel durch die feinsten Ränke und Schliche, durch Windungen und Brücken, Fallgruben oder sonstige Verfänglichkeiten eine Person in's Garn locken und damit die Sache, so ihnen zur Durchführung übertragen, zu ihrem Vortheile erledigen. Haben sie den armen Sünder in ihren Klauen, dann regnet es

Lobsprüche und Ehrenbezeugungen aller Art. Was sonsten wohl als schrecklich gilt wie: Spioniren und zweierlei Reden führen, heute freundlich sein und morgen nicht wissen, ob man grüßen soll und all' dergleichen Dinge mehr, das ist bei den Herren nach dem Muster von Paris und London ein sonderliches Verdienst, und wer es besitzt, den nennen sie einen: Distingué. Anders aber ist es bei uns, den Leuten vom Degen. Für solche Talente, wie sie bei den Federhelden geschätzt werden, könnte mir leicht der Lohn werden, daß die Herren Kameraden eines Tages sich weigerten, mit mir zu dienen. Was ich thue, muß auf ausdrücklichen Befehl meines gnädigsten Herrn geschehen und vollkonmmen verträglich sein mit der Ehre eines brandenburgischen Kriegmannes."

Kurfürst Friedrich war aufgestanden. Er machte einen Gang durch das Zimmer und trat dann auf Hebenstein zu.

„Wohlgesprochen, mein Lieutenant," sagte er, die Hand auf Hebenstein's Schulter legend. „Ich denke so, wie Ihr denkt. Aber, welcher Kriegsmann wird zaudern, so es gilt zu Nutzen seines Fürsten ein Mal mit anderer Waffe, als mit dem Schwert zu fechten? Ich kann Euch Beispiele genug von ehrenwerthen Kriegern anführen, die den Mantel und die Maske des Unterhändlers genommen. Erst in neuerer Zeit, unter Sr. Majestät Ludwig XIV. von Frankreich, wo doch ein gar strenger Sinn von Chevalerie unter den Offiziers herrschet, haben Viele zu Zeiten den Degen mit der Feder oder dem Portefeuille vertauscht, so es galt, dem Herrn einen Dienst zu erweisen. Der bekannte Sieur d'Artagan war allerorten thätig und blieb doch

als wackerer Kriegsmann vor Mastricht. Ihr sollt aber so große Dinge gar nicht vollbringen," fuhr der Kurfürst lächelnd fort. „Hier handelt es sich nur um kleinliche Ränke, die ich hintertreiben will. — Habe Größeres im Kopfe. Will mir aber nicht vor den Augen bös Spiel machen lassen. Ihr sollt Urlaub haben, wann Ihr wollt. Achtet vor allen Dingen darauf: Wer in's Hôtel der französischen Gesandtschaft kommt. Knüpft Unterhandlungen an mit den Bewohnern desselben. Eine schlimme Person ist der polnische Starost Bielinski. Ihr begreift, daß er hier geduldet werden muß. Sucht zu erfahren: Wer in der Stadt mit ihm in Verbindung steht. Wir wissen, wie er offen, um seines Herrn Vortheil zu fördern, die Markgräfin drängt, das Ehebündniß mit dem Prinzen Jakob zu schließen. Ich erwarte Nachricht, sobald Ihr etwas in der Angelegenheit erfahren habt. Eine Vollmacht soll Euch zugestellt werden. Jetzt geht. Wir werden Eurer gedenken. Denn es könnte wohl sein, daß Euer Degen aus der Scheide müßte in dieser Sache."

Friedrich reichte dem Lieutenant die Hand zum Kusse. Hebenstein und Grumbkow verließen das Gemach. Am Portale des Schlosses schieden Beide von einander.

Der Lieutenant ging in Gedanken versunken durch den Lustgarten, zwischen dem Ballhause und dem Münzthurm hindurch, auf die Hundebrücke zu. Die warme Witterung lockte ihn hinaus vor die Stadt. Ohnehin brannte sein Kopf.

„Diplomat also," brummte er vor sich hin. „Agent des Kurfürsten in einer Heirathsangelegenheit. Wie Schade, daß die schönen Hofdamen meine geheime Mission nicht wissen dürfen. Wie würde ich im Preise

steigen. Andererseits spielt man doch kein leichtes Spiel dabei. — Und dann — wie schlimm, wenn man übertölpelt wird. Lächerlich sein — pfui — das ist das Gefährlichste. An der Sache wäre Nichts auszusetzen. Der Kurfürst selbst nimmt sie nicht allzu wichtig. Wie soll ich's aber angreifen? Die Befehle sind an und für sich so unklar. Nichts Bestimmtes, kein Anhaltepunkt. Bielinski, der französische *Gesandte*, der Pfalzgraf, die Markgräfin — Alles wogt durcheinander — hm, hm! es fängt an, mich zu reizen. — Die *Franzosen* und die Polen spielen sich in die Hände; *Pfalz Neuburg* zieht gegen — und dazwischen steht ein brandenburgischer Lieutenant von den Garde du Corps. *Ha! ha!* es wäre doch närrisch, wenn der die Partie gewönne." —

Unter solchen Selbstgesprächen und Gedanken war Hebenstein bis zum Neuen Thore gekommen. Durch die Befestigungswerke schreitend, betrat er die Dorotheenvorstadt und schlenderte zwischen den bereits in voller Pracht stehenden Linden entlang.

Es war ziemlich lebendig unter den Linden, welche von der Kurfürstin Dorothea, der Gemahlin Friedrich Wilhelms, angepflanzt, schon zu jener Zeit einen Lieblingsspaziergang der Berliner bildeten. Hebenstein verscheuchte die ernsten Gedanken.

Er überschritt den Graben der äußersten Befestigung, welcher ungefähr da, wo jetzt unter den Linden das Haus Nr. 7, das russische Gesandtschafts-Hôtel, steht, überbrückt wurde, und betrat den Thiergarten. — Keine hundert Schritte hatte er hier gethan, als er zweien Personen begegnete, die im jetzigen Augenblicke seine Aufmerksamkeit doppelt fesselten. —

Es war noch kein Schloß, kein lachender, dann wieder

melancholischer, wilder Park, kein spiegelglatter See, umsäumt von herrlichen Blumen und malerischen Baumgruppen, vorhanden auf der Stelle, wo heute das liebliche und zugleich so großartige Charlottenburger Schloß mit seinen Anlagen sich ausbreitet.

Zwar zeigte sich der Anfang zu einem großen Parke bereits. Hie und da sah man Gruppen von Arbeitern beschäftigt, die unebenen Wege zu glätten, wildes Gestrüpp auszuroden und alte, schadhafte oder kranke Stämme zu fällen. Man merkte wohl, daß eine große Veränderung im Werke war. Am Saume des kleinen Gehölzes stand ein schönes, weitläuftiges Wohnhaus im Style der Zeit Ludwig's XIV. erbaut.

Vor der Hauptthür desselben hielten einige kurfürstliche Karossen; geschäftigte Diener gingen hin und her. Zuweilen bemerkte man einige Soldaten der Grand-Mousquetairs, und kleine Gesellschaften von Landleuten aus dem nahegelegenen Dorfe Lütze, dessen Aecker und Wiesen die Spree bespülte, lauschten neugierig aus der Ferne, ob nicht eine der hohen Personen sichtbar werde.

Sophie Charlotte, die schöne, geistreiche Gemahlin Friedrich's III., hatte das Haus bei Lütze, die Wohnung des Freiherrn von Dobrzinski, angekauft, oder vielmehr, da sie die Gegend so reizend gefunden, das Haus von ihrem Gatten zum Geschenk erhalten. Sie war es, die ein „Werde" aussprach und die emsig bemüht war, den schönen Landsitz zu einem prachtvollen umzugestalten. Schon hatte man den ursprünglichen Namen „Ruheleben" fast vergessen und die Besitzung „Lützenburg" getauft. Den Namen, den sie heute führt, verdankt sie der traurigen Erinnerung an

das frühe Dahinscheiden Sophie Charlotten's, einer der herrlichsten Fürstinnen, die je einen Thron zierten.

Obgleich nun die neue Hofhaltung noch nicht durch große Räume imponiren konnte, so bot sich doch ein genügender Komfort dar, um die Mitglieder der kurfürstlichen Familie und deren Hofstaat passend aufnehmen zu können. Der Reiz der Neuheit und die Liebenswürdigkeit der Kurfürstin trugen das Ihrige dazu bei, allen Besuchern den neu entstandenen Wohnort doppelt angenehm zu machen. Das Herrscherpaar fühlte sich glücklich, so nahe der Residenz eine Stätte gefunden zu haben, wohin es nach den Kämpfen mit Regieruugssorgen und lästiger Etiquette flüchten konnte.

Deshalb sah man auch den Park an vielen Stellen belebt. Wo von dem früheren Besitzer her noch dichte Baumgänge geblieben und grüne Matten gepflegt waren, sammelten sich die Hofleute, welche der Dienst in die Nähe der Herrscher rief, zu heiteren Gruppen, oder zogen durch die Alleen und über die Wiesen; ihre eleganten Toiletten, die Gewänder der Damen, obgleich wegen der noch herrschenden Hoftrauer alle gleichmäßig weiß und schwarz von Farbe, belebten dennoch die Landschaft und verliehen dem Gemälde einen poetischen Anstrich.

In der Nähe des Ufers der Spree, welche unmittelbar hinter dem Schloßpark vorüberfließt und ihn im Halbkreise umgiebt, wandelte eine kleine Gesellschaft umher. Sie bestand aus drei Damen und zwei Herren, denen in einiger Enfernung Pagen folgten. Zwei von den Damen trugen Sonnenschirme; der dritten ward ein solcher, bei weitem größerer, von einem Kammerherrn, den reiche Kleider zierten, über dem Kopfe ge-

halten. Die also beschirmte Dame war die Kurfürstin Sophie Charlotte. —

Die Gesellschaft war in lebhafter Unterhaltung begriffen.

„Und wollte ich mich auch all diesem Drängen fügen, wie könnte ich einem Manne mein Jawort geben, bevor ich ihn gesehen? Es ist schon schlimm genug, daß wir Hochgeborenen so selten das Herz um Rath fragen dürfen; glücklicherweise bin ich nun ein Mal in so beneidenswerther Lage und ich will sie mir zu Nutzen machen."

Die Dame, welche diese Rede als Fortsetzung eines soeben begonnenen Gespräches hören ließ, konnte ungefähr 21 Jahre zählen. Sie war sehr schön. Eine schlanke und doch kräftige Gestalt trug den ausdrucksvollen Kopf, dessen Stirn und Scheitel schwarze, ungezwungen in den Nacken fallende Haare umwallten; eine feingebogene Nase, ein kleiner, etwas trotzig aufgeworfener Mund und große, schwarze Augen, dies Alles gab dem schönen Antlitz zugleich den Werth des Interessanten. Gehoben wurde der Eindruck, den die junge Dame machte, noch durch den pikanten polnisch-deutschen Dialekt, in welchem sie gar anmuthig plauderte. Diese schöne, junge Frau war Louise Charlotte, Wittwe des verstorbenen Markgrafen Ludwig, geborene Prinzessin Radziwill.

Ihre ziemlich heftig hervorgebrachte Rede hatte sie an den Kammerherrn von Finkenstein gerichtet, der ein Thema zur Unterhaltung erwählte, mit welchem die arme Markgräfin bereits seit Monaten geplagt wurde, die Heirath mit dem Prinzen Sobieski.

Wir wissen bereits, daß die reiche, schöne Erbin der

Gegenstand verschiedenartiger Bewerbungen war, daß der Kurfürst eines Theils nicht die großen Geldmittel außer Landes gehen sehen, und daß er zugleich gerne einem protestantischen Fürsten die Hand seiner Schwägerin zuwenden wollte.

Täglich ward Louise mit Anträgen von irgend einer Seite gemartert, und der polnische Botschafter Starost Bielinski erschien als der Hartnäckigste; wahrscheinlich hatte sein Hof ihm eine besondere Auszeichnung verheißen, wenn seinen Bemühungen es gelingen würde, die Verbindung zu schließen.

„Sie haben ganz Recht, meine Schwester," begann die Kurfürstin, als Louise ihre Entgegnung an Finkenstein vollendet hatte, „Sie haben ganz Recht. Lassen Sie immer das Herz sprechen. Man hat Sie an einen edlen Fürstensohn verheirathet, den wir Alle mit großem Chagrin haben in das Jenseit wallen sehen, um so mehr müssen Sie darauf denken, Ihre zweite Wahl übereinstimmend mit Ihrer Neigung zu machen. Wie herrlich, wenn wir uns sagen können: Ich habe nicht dem lästigen Zwange gehorcht, ich habe mein Herz nicht um der Krone willen weggeschenkt; den goldenen Fürstenreif auf mein Haupt drückend, drücke ich mir nicht zugleich einen Stachel in die Brust, der eine Wunde verursacht, die nie heilt, und an der mein inneres Leben zu Grunde geht!" —

„Durchlaucht! Durchlaucht!" fiel scherzhaft drohend die dritte Dame ein, „Sehen wir uns vorsichtig um, ob unser gnädigster Kurfürst nicht hinter irgend einem Busche promeniren. Himmel, wenn Seine Liebden das gehört hätten, wir wären Alle verloren! Seine Durchlaucht haben von fürstlicher Etikette gerade so strenge

Begriffe als der allerchristlichste Herr in Paris, und es ist allzufrei gedacht, wenn meine hohe Fürstin von „Herz verschenken," „Neigung haben" und Dergleichen reden, wo es sich um einen Thron handelt. „J'attendrai ma destinée, et s'elle me condamne à la mort, je la suivrai sans murmure" —, sagt der Prinz in einem Stücke des Herrn Molière."

„Colombine que tu es," entgegnete lächelnd die Kurfürstin und gab der schönen Begleiterin einen leichten Fächerschlag. „Hier ist Alles frei. Wir befinden uns auf meinem Grund und Boden. Hier soll es später noch ganz anders werden. Wir errichten hier eine Freistätte für alle fühlenden Seelen und Solche, die um Erlösung aus den Fesseln der Etikette seufzen. Sie werden sehen, Finkenstein, was ich hier baue und ausführe. Geistig und körperlich sollen hier Gebäude prangen. Sie, Herr von Brand," fuhr die Kurfürstin, zu dem zweiten Herrn gewendet, fort, „Sie sollen uns hier noch viele schöne Musik ertönen lassen, und wir werden Ballets haben, wo wir die Gruppen à la Watteau im Park stellen und die Schäfer und Schäferinnen tanzen lassen."

„Gewiß, gnädigste Frau Schwester," sagte Markgräfin Louise, „sind Sie der gute Stern von uns Allen; wir freuen uns Ihres Glanzes, der immer seine Strahlen bis zu uns sendet, und was den Polenprinzen anbetrifft" —

„Hoheit!" rief die Hofdame, „keine Politik in unserer Gegenwart. Stehe ich auch für mich ein, was aber haben wir nicht von dem Verrathe der Herren von Finkenstein und von Brand zu fürchten?"

„Fräulein von Pöllnitz," entgegnete Brand, „wir

sind zu gute Kavaliere, um uns gegen Damen aufzulehnen; wir können nur bedauern, daß eine so schöne Dame nicht mit dem Schwerte eben so trefflich umzugehen weiß als mit ihrem herrlichen Zünglein, sonst wahrlich, müßten wir auf einem Rencontre bestehen, das durch den Degen entschieden würde; auf Beschuldigung der Verrätherei ziemt nur ein Degenstoß. Sie mögen sich also für durchbohrt halten."

„Puh!" lachte Fräulein von Pöllnitz. „Ich schweige. Die Herren sind also auch verschwiegen; Hamet, unser Kammermohr ist zu imbecile und zu afrikanisch, als daß er uns Alle verstehen sollte; also kann man reden? nun dann, geliebteste Hoheit, bitte ich auch: Nehmen Sie keinen Polen — wenigstens nicht ungesehen."

Alles lachte. „Nicht ungesehen," betheuerte die Markgräfin, „und wenn ich schließlich sitzen bleiben sollte, so werden Sie, gnädigste Frau Schwester, mir eine kleine, stille Klause, etwa dort am See — da unten — oder dort an der Spitze, die man das Eck von Spandau nennt, bauen lassen — damit ich —"

Die Markgräfin wies mit dem Fächer nach der bezeichneten Gegend. Unwillkürlich wandten sich Aller Augen der Richtung zu. Bei diesem Hinblicken gewahrte man zwischen sich und der angedeuteten Stelle vor einem dunklen, kleinen Gebüsche einen sehr pomphaft gekleideten Mann. Seine Gewänder zeigten den streng sarmatischen Schnitt. Die Zusammenstellung der Farben und die Stoffe schienen dem Orient zu entstammen. Der Mann hielt in der Rechten eine sammtne Mütze, welche eine mit kostbarer Agraffe befestigte Reiherfeder zierte. Er verbeugte sich vor der Gesellschaft zwei Mal sehr tief, und als diese auf dem Platze,

wo sie sich befand, stehen blieb, kam er mit langsamen, feierlichen Schritten auf sie zu, wobei seine Linke auf dem kostbaren polnischen Säbel ruhte, der an goldenen Schnüren von seinem Gürtel herabhing.

„Lupus in fabula,“ sagte von Brand, als der Mann sich in Bewegung setzte.

„Wahrhaftig,“ sagte die Kurfürstin, „es ist der Starost Bielinski.“

„Ich bin wieder auf der Folter; wenn er mich auch hier verfogt —“ seufzte Markgräfin Louise.

„Nur kurz angebunden, Hoheit,“ ermuthigte Fräulein von Pöllnitz, „wir Alle stehen Ihnen bei.“

Starost Bielinski war unterdessen bei der Gesellschaft angelangt. Gleichsam als Schild der ohne Zweifel durch neue Bestürmungen bedrohten Markgräfin trat die Kurfürstin ihm entgegen. „Ei, ei, Herr Starost!“ begann sie, eine künstliche Gereiztheit zeigend, „seit wann erscheinen Sie so ohne jede Meldung? Sie glaubten wohl, dieser nicht arrangirte Park sei noch kein kurfürstlicher Grund und Boden? Wir waren ganz erstaunt, Sie so plötzlich hinter den Büschen auftauchen zu sehen.“

„Hohe Frau,“ stotterte Bielinski, „— Durchlaucht, ich wollte mich nur der Frau Markgräfin nahen. Man sagt mir, ich werde Ihro Liebden hier im Parke finden. Ich konnte nicht ahnen, daß es mir beschieden sei, Ew. Durchlaucht unangemeldet gegenüber zu stehen. Ich wollte nur —“

„Von dem Prinzen Jakob mit der Markgräfin sprechen. Nicht wahr, Starost? das wollten Sie?“

„Durchlaucht, ich sehe keinen Grund, weshalb ich eine Mission leugnen sollte, die mir mein Hof aufge-

tragen. Ich mache den Freiwerber für den Prinzen ganz offen."

„Und man hat Ihnen doch eben so offen geantwortet, daß die Verbindung nicht gewünscht werde?"

„Von wem nicht, Durchlaucht?" fragte Bielinski keck, den Kopf zurückwerfend.

„Von dem Kurfürsten zunächst nicht, Herr Starost. Er ist der natürliche Vormund seiner Schwägerin."

„Der gnädigste Kurfürst ist nicht der gerichtliche Vormund der Markgräfin. Dies war der höchstselige Herr Friedrich Wilhelm. Außerdem hat die Frau Markgräfin frei über ihre Hand zu verfügen, die ich von ihr als einer Polin für den Prinzen ihres Vaterlandes, meinen Herrn, erbitte. Ich kam heute hierher, weil mein Hof dringend eine Entscheidung verlangt; ich darf, wie auch dieselbe ausfalle, uicht länger mit einer Antwort zögern. Freilich muß ich gestehen, daß ein in der Anlage begriffner Park ein seltsames Audienzzimmer ist, um solche Verhandlungen zu führen."

„Ei, Herr Starost, Sie selbst haben es sich gewählt; wer hieß Sie, uns hier mit Ihrer Freiwerbung in den Weg treten? Indessen hören Sie die Prinzessin selbst, sie wird nicht durch uns beeinflußt, sie möge frei sprechen. Wir entfernen uns Louise, wenn der Herr Starost unsere Nähe fürchtet."

„Durchlaucht," entgegnete Bielinski, „sind hart gegen mich. Ich bin weit entfernt davon, an einen dem Prinzen Jakob nachtheiligen, durch den kurfürstlichen Hof erzeugten, Einfluß zu glauben. Ich weiß leider nur zu wohl, daß durch die eigenen Unterthanen des Prinzen, durch Edelleute sogar, der Frau Markgräfin ein unvortheilhaftes Bild des fürstlichen Werbers ent-

worfen wurde. Prinz Jakob verdient diese Geringschätzung nicht. Er ist kein weichlicher, girrender Schäfer — c'est vrai — aber er ist ein feuriger, für den Gegenstand seiner Liebe sich ganz hingebender Mann. Er ist ein tapferer Kämpfer, jung und mit großer Aussicht in die Zukunft. Kronen erwarten ihn —"

„Herr Starost," begann nun die Markgräfin, „unter Landsleuten, die wir sind, keine Verstellung! Die Krone reizt mich nicht. Ich habe — und das wissen Sie am besten — von Hause aus darauf verzichtet, als ich dem jüngeren Sohne des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm meine Hand reichte. Während meines Aufenthalts an dem hiesigen Hofe lernte ich erkennen, wie schwer eine Krone drücken muß, wenn ich sah, wie mein erlauchter Vormund oft fast zusammen brach unter der Last der Sorgen, die er mit dem einfachen Kurhute übernahm. Das wäre also kein Ziel, nach dem ich strebe. Ich mag die Bewerbungen eines edlen Prinzen nicht von der Hand weisen, denn ich will nicht kränken oder beleidigen, aber ich fordere Sie auf, offen zu sprechen, Herr Starost. Man verfolgt mich mit Anträgen, man verlangt mein Wort in einer Angelegenheit des Herzens, und noch bis heute sah ich Denjenigen, dem ich meine Hand reichen soll, kaum im Bilde. Ich höre die widersprechendsten Urtheile — das Alles aber achtet man nicht — man fährt fort, mich zu bestürmen. Muß ich da nicht auf die naheliegende Vermuthung kommen, daß weniger meine Person als vielmehr die Glücksgüter, welche Fortuna mir in den Schooß warf, es sind, die den Besitz meiner Hand wünschenswerth machen? Die Güter in Polen, die mir der Friedensschluß von Wehlau gesichert hat, liegen so bequem,

Herr Starost, ich bin noch ziemlich jung — lenksam, man kann sich keine bessere Parthie wünschen. Sprechen Sie doch offen. Nicht wahr?"

Während dieses Gespräches war man inmitten eines dichten Gehölzes angekommen. Die Kammerherrn und Fräulein von Pöllnitz blieben bereits seit einiger Zeit zurück, sobald sie bemerkt hatten, daß die Unterhaltung eine ernste Wendung nehmen wollte. Nur Sophie Charlotte blieb der Markgräfin zur Seite.

„Dies Alles, Frau Markgräfin," entgegnete Bielinski, „sind Verdachtsgründe, weiter nichts. Sie würden sich zerstreuen, wenn Sie ein Mal den Prinzen Jakob gesprochen, sein edles, von jeder Selbstsucht freies Herz sich Ihnen einmal geöffnet hätte."

„Dazu müßte Se. Hoheit hier an unserm Hofe sich einfinden," sagte Sophie Charlotte, „und das würde Aufsehen erregen. Nein, sehen muß die Markgräfin ihn — aber das wird schwer halten."

„Freilich," entgegnete hastig die Markgräfin. „Ich müßte ihn doch erst sehen, bevor ich mich entscheiden könnte. Ein Prinz — nun ja; — Kronen — sehr herrlich. Aber, Herr Starost, das Herz will und soll auch mitsprechen. Ich habe hier die schöne Gelegenheit zu zeigen, daß eine Fürstentochter bei ihrer Wahl das Herz zu Rathe ziehen kann — und das, das ist allerdings eine Beeinflussung von ihr — meiner geliebten Durchlaucht."

Und die Markgräfin ergriff die Hand der Kurfürstin und führte sie an ihre Lippen.

„Sehen also!" fiel Bielinski schnell ein. „Gut, Prinzessin, versprechen Sie mir, sich nicht eher zu entscheiden, als bis Sie meinen Prinzen gesprochen haben.

Es bedarf nur eines Wortes von mir, einer beglückenden Hoffnung, und er erscheint in Berlin. Er tritt vor Sie hin mit seiner Liebe, mit seinen Aussichten, und Sie werden dann weniger grausam sein. Ich darf ihm also melden, daß Ew. Liebden ihn kennen lernen wollen? Dann bedarf es nur weniger Tage, und er trifft ein. Nichts leichter als das."

„Meinen Sie, Herr Starost? Sie könnten doch irren," sagte plötzlich eine Stimme, die aus der Tiefe des Gehölzes zu kommen schien.

Erschrocken wandte sich Alles um. Der Kurfürst stand hinter ihnen; Bielinski neigte sich tief, die Markgräfin umklammerte den Arm Sophie Charlotte's.

„Durchlauchtiger Herr," begann der Starost.

„Ich hörte einen Theil der Unterhaltung," fiel Friedrich ein. „Ich kann nicht umhin, mein Befremden darüber auszudrücken, wie hier im Parke Politik und Mariage gemacht werden. Ich muß Ihnen, Herr Starost, zu bedenken geben, ob es angemessen ist, Uns in diesem Asyle, zu dem Wir, von der Last der Arbeiten erlöst, eilen, mit so delikaten Angelegenheiten zu behelligen."

„Durchlaucht, die Frau Kurfürstin," entgegnete Bielinski, „werden die Gnade haben, mir zu bezeugen, daß nur ein Zufall mich mit den hohen Herrschaften zusammenführte. Ich dachte die Frau Markgräfin ohne Zeugen zu sprechen. Was die Sache sebst anbetrifft —"

„Habe ich Ihnen und dem Monsieur Gravelle bereits meine Ansichten darüber in stattgehabter Audience mitgetheilt. Ich will meine erlauchte Schwägerin zu nichts bestimmen, allein ich will auch nicht dulden, daß

Andere sie an meinem Hofe belagern — ja Starost — förmlich belagern. Ihre Entscheidung soll frei bleiben."

„Durchlaucht halten zu Gnaden," erwiderte Bielinski ein wenig boshaft. „Wir wissen, daß verschiedene Freier sich um die Hand der Markgräfin bewerben, und daß leider mein Prinz nicht der vom Berliner Hof Bevorzugte ist."

„Fehl geschossen, Starost!" fuhr der Kurfürst auf. „Sie meinen den Pfalzgrafen von Neuburg? Wir siud gerecht gegen Alle. Erfahren Sie denn, wenn Sie es noch nicht wissen, daß wir dem Pfalzgrafen bei seinen Werbungen ebenfalls einen Strich durch die Rechnung gemacht haben."

Die Markgräfin Louise verfärbte sich. Sie zitterte und wankte. Die Blicke der Kurfürstin trafen sie. Sie senkte ihre Augen zur Erde.

„Der Herr Pfalzgraf," fuhr der Kurfürst fort, „hat einen Agenten in der Person des Italieners Biozzi. Genannter Italiener treibt mit der seinen Landsleuten eigenen Adresse das Handwerk eines Spions, indem er genau ermittelt, wo die Markgräfin sich befindet, wessen Umgangs sie genießt, wohin sie zu reisen gedenkt und wer sich sonst um ihre Gunst bewirbt. Das geht so weit, daß dieser Scapin weite Touren unternimmt, par Exemple bis nach Königsberg, woselbst er Ihrem Hofe, mein Herr Starost, näher ist. Von jeder Entdeckung giebt er dem Pfalzgrafen Nachricht.

„Wir haben ihm das Metier gelegt. Vorige Woche ist er in Königsberg verhaftet und sofort über die Grenze transportirt worden. Wir dulden also keinerlei Machinationen. Von keiner Seite. Verstanden? Der Besuch des Prinzen würde mich erfreuen zu jeder an=

dern Zeit. Kann aber augenblicklich hohe Gäste nicht empfangen, wo wir noch inmitten der Trauer um meinen in Gott ruhenden Vater sind. — Genug davon! Sie sind übrigens als Gast hier willkommen, Starost. Adieu! Bevor Sie nach Berlin fahren, sehen wir Sie noch. Jetzt die Unterredung enden. Erregt schon Aufsehen die Conference hier im Gehölz."

Der Kurfürst winkte dem Starosten mit der Hand einen Abschiedsgruß zu, bot der Kurfürstin galant den Arm und schritt mit ihr, von der Markgräfin Louise begleitet, aus dem Gehölz auf die zurückgebliebene Gruppe der Kammerherren und des Fräulein von Pöllnitz zu.

Bielinski entfernte sich hastig. Er eilte durch den Park. „Der Prinz muß nach Berlin. Das ist die Hauptsache," murmelte er. „Aber wie das anfangen. Vorsicht ist dringend nöthig. Der kurfürstliche Eigensinn hält scharfe Wache. Wenn sich das Ungewitter entladen sollte, dann freilich —."

Er trat in das Vestibule des Hauses. „Sie muß ihn sehen," sagte er zu sich, als er den Hof hinausschritt. „Sie sagte selbst: Ich müßte ihn doch erst sehen. Pah! ich sollte die Weiber nicht kennen? Hoch oder gering — sie sehen sich Alle gern angebetet, und man kann leicht bemerken, wie neugierig die Markgräfin ist, die Bekanntschaft des glühenden Anbeters zu machen, der nach ihr schmachtet."

Er trat auf den Perron der Auffahrt. Seine Karosse fuhr herbei. Bielinski warf sich in den Wagen. „Nach Berlin!" rief er dem Kutscher in polnischer Sprache zu, „in's Hôtel der französischen Gesandtschaft." Der Wagen rollte davon.

Kurfürst Friedrich war in sehr heiterer Laune. Abgesehen davon, daß er nach seiner eigenen Aussage im Laufe des Tages bereits einige Geschäfte glücklich abgewickelt hatte, schien ihm auch der kleine Sieg über Bielinski großes Amüsement zu gewähren. Um so gedankenvoller waren die beiden ihn begleitenden Damen. Markgräfin Louise war im Geiste weit hinweg von Lützenburg. Sie schweifte umher an den Gestaden des Rheines; Heidelberg tauchte vor ihren Blicken auf; sie ging in den schattigen Baumanlagen des herrlichen Parks an der Hand eines schönen freundlichen Mannes; sie hatte wieder einen Gatten, einen Schützer; diese Jagd auf ihren Besitz endete. Aber da schallten die ernsten Reden des Kurfürsten dazwischen — und das schöne Bild zerfloß in Nebel. Daraus hervor tauchte eine unbekannte Gestalt. „Wer mag es sein? ah — der Polenprinz —. Armer Prinz! er liebt mich — vielleicht eben so glühend als der Pfalzgraf — vielleicht noch heißer — inniger. Ohne mich gesehen zu haben, nur auf die schwankenden Urtheile hin — armer Prinz! Karl von Neuburg ist ein gefährlicher Nebenbuhler — schön, liebenswürdig — so steht er vor mir, wie ich ihn sah, als er vor wenig Monden hier erschien, als er mir die Betheuerungen seiner Liebe zuflüsterte. — Doch kein Zeichen von ihm, daß er mich besitzen will — nur meine Schritte läßt er belauern — während der Unbekannte wagt, droht, schmachtet — armer, junger Mann! armer Prinz Jakob! Jakob dient um Rahel. —"

Man sieht, Starost Bielinski hatte nicht so besonders unrichtig philosophirt. Die Gedanken der Kurfürstin waren anderer Art. Mit einem ihrer scharf ergründenden

Blicke hatte sie bereits vor längerer Zeit erschaut, daß der Pfalzgraf das Herz der schönen Wittwe erobert habe. Heute ward ihr die Gewißheit, daß Louise die Bewerbungen Karl's von Neuburg begünstigen, die Wachsamkeit des Kurfürsten täuschen wolle. Louise hatte gezittert. Schnell war die Kurfürstin entschieden. Die Hülfsbedürftige mußte sich ihres Schutzes erfreuen; und dann — eine kleine Intrigue gegen den Gatten, der in einer Herzensangelegenheit ohne den Rath oder die Beihülfe seiner Frau handelte — eine Heirathssache ohne weibliche Mitwirkung — das verdiente Strafe, eine solche Nichtachtung mußte gerächt werden. —

Beide Damen riß das heitere Geplauder und Lachen des Kurfürsten und der immer zahlreicher herbeikommenden Hofleute aus ihren Betrachtungen. Mechanisch hatte die Kurfürstin mit dem Grafen Dohna geplaudert. Erst die Stimme Friedrich's, der sehr laut sprach, ließ sie sich wiederfinden und Theil an der allgemeinen Unterhaltung nehmen.

„Darf ich fragen, welches Ereigniß die Aufmerksamkeit meines Herrn Gemahls so in Anspruch nimmt?“ fragte die Kurfürstin.

„Es ist eine für Damen besonders wichtige Sache,“ entgegnete Friedrich, „und Sie kommen gerade zu rechter Zeit Alle hierher. Ich habe einen kleinen Bazar aufzustellen erlaubt, und zwar habe ich, auf die Nachsicht meiner hohen Gattin bauend, in den Räumen Ihres Landhauses diese Ausstellung gestattet. Der Kaufmann Eckert aus Berlin ist von Paris zurückgekehrt und hat uns Proben der neuesten Luxusgegenstände mitgebracht. Grumbkow hat sich für ihn verwendet und gebeten, ihm die Erlaubniß zu ertheilen, seine Quinqualleries Uns

vorlegen zu dürfen. Ich habe Ihnen Allen, meine Damen, eine kleine Augenweide bereiten wollen und den Eckert mit einigen Tablets voll choses hierher befohlen. Er legt seine Raritäten unten im Saale des Rez de chaussée aus. Folgen Sie Uns, meine Herrschaften, die Exposition wartet."

Er bot der Kurfürstin den Arm und ging mit ihr auf das Wohnhaus zu. Die Gesellschaft folgte.

Markgräfin Louise schritt gedankenvoll einher. Ueber den vor dem Hause befindlichen Rasenplatz gelangte man in den achteckigen großen Saal, dessen Flügelthüren bereits zum Empfange der Herannahenden geöffnet waren. Sechs Lakaien standen zu beiden Seiten der Eingangsthüre. Im Saale selbst befanden sich bereits einige Damen und Herren des Hofes. Als die Gesellschaft den Saal betrat, fühlte die Markgräfin leise ihren Arm berührt. Sie wendete sich um und erblickte ihre Hofdame, das Fräulein von Groschewska, welche ihr ein Zeichen gab.

Louise benutzte einen Augenblick und schlüpfte durch die Menge hindurch zu einer Fensternische, in der das Hoffräulein sie erwartete.

„Nun Kathinka, was giebt es? Sie machten mir ein Zeichen."

„Hoheit," entgegnete das Fräulein schnell und leise in polnischer Sprache, indem sie sich vorsichtig umsah, „kennen Sie dieses Brandebourg?" und sie zog die Hälfte einer jener blitzenden, mit Edelsteinen besetzten Spangen hervor, welche den Namen Brandebourgs führten.

„Himmel!" rief erschrocken die Markgräfin, „es ist die Hälfte meines Schmuckes. Sie war in Händen

des Pfalzgrafen. Bei seinem Abschiede von mir, an jenem Abende, als die Spiele im Zimmer der Kurfürstin stattfanden, verlor ich den Schmuck. Pfalzgraf Karl hob ihn auf, brach ihn in zwei Theile, reichte die eine Hälfte mir und barg die andere auf seiner Brust mit den Worten: Sie sollen es wiedersehen."

„Nun," flüsterte das Fräulein, „dem Boten ist also zu trauen?"

„Welchem Boten?"

„Dort dem Kaufmann Eckert. Er kommt vom Pfalzgrafen. Von Paris aus ist er über Heidelberg gereist, wo seine Durchlaucht sich aufhalten. Einige Zeilen von der Hand des hohen Herrn wiesen den Handelsmann, des Pfalzgrafen Agenten, an mich; der Pfalzgraf beschwört mich, Eckert zu Ew. Hoheit zu führen, er habe einen Auftrag, eine Botschaft für Sie. Seine Beglaubigung sei das „Brandebourg." Achten Sie auf Alles, Hoheit; thun Sie keinen Schritt, der Sie dem polnischen Prinzen näher bringt."

„Mein Gott, welche Aufregung! Wie soll ich den Kaufmann sprechen, ohne daß es auffällig werde?"

„Wählen Sie einige Sachen aus, Hoheit. Eckert soll von mir ein Zeichen des Einverständnisses erhalten. Wir lassen ihn dann in das Zimmer Ew. Hoheit kommen, um die gewählten Dinge zu überliefern."

„Richtig, Kathinka. Jetzt zur Gesellschaft!" Die Markgräfin wendete sich und drückte das „Brandebourg" verstohlen an ihre Lippen.

Die kurze Unterhaltung beider Damen schien von Niemandem bemerkt worden sein. Zu eifrig mit der Besichtigung der ausgelegten Schätze beschäftigt, hatte man gar nicht auf andere Dinge geachtet. Der Kauf-

mann Eckert hatte seine ambulante Ausstellung in der Nähe der großen bis auf die Erde hinabreichenden Fenster arrangirt.

Zwei Diener standen bereit, die auf verschiedenen Tischen und Sesseln ausgelegten Gegenstände zu zeigen oder zu wenden. Eckert selbst erklärte den Herrschaften die Anwendung, Fabrikation und den Werth seiner Einkäufe.

Es war eine reichhaltige Sammlung der schönsten Stoffe, Bijouterien, größerer Schmucke, Coiffuren, Fächer, Essenzen und dergleichen. Die Saison, welche in Paris beginnen sollte, lieferte schon im Voraus so viel des Eleganten, daß die Auswahl schwierig wurde.

Die Noblesse des Kurfürsten zeigte sich hier in vollem Glanze. Man ließ selbstverständlich die Kurfürstin zuerst an den Tisch treten. Sie besichtigte Alles, machte ihre beifälligen Bemerkungen und hatte kaum ihr Wohlgefallen über einen herrlichen Schmuck geäußert, als der Kurfürst denselben schon von dem Tische hinwegnahm und ihn seiner Gattin mit verbindlichen Worten überreichte. Sophie Charlotte erglühte vor Freude. Sie liebte den Prunk, die öffentliche Verehrung, das fürstliche Aufsehen. Hierin harmonirte sie vollkommen mit dem Kurfürsten.

„Ein neues Geschenk, mein Gemahl, das Sie mir in meinem Hause machen, in dem Hause, welches ich ebenfalls Ihrer Gnade verdanke. Sie beschämen mich.“

„Tragen Sie ihn, Charlotte, zum Gedächtniß des wichtigen Jahres, in welchem wir uns befinden. Nennen Sie ihn den „Lützenburger Schmuck“ und legen Sie ihn an, wenn Sie zum ersten Male wieder in Hofkreisen erscheinen, nachdem Sie mir,“ hier trat der

Kurfürst dicht an seine Gattin heran, „ein herrlicheres Geschenk dargebracht haben, als mir mit sämmtlichem Schmuck der großen Residenz Paris gemacht werden könnte."

Die Kurfürstin erröthete leicht. Die Anspielung auf die interessanten Umstände, in denen sie sich befand, freute und erheiterte sie. Lächelnd drückte sie dem Kurfürsten verstohlen die Hand, als sie das Etui entgegennahm, welches den Schmuck einschloß.

Alle Herren und Damen hatten nur auf den Augenblick gewartet, in welchem die Kurfürstin eine Wahl getroffen haben würde. Nun erst ward es ihnen vergönnt, sich auf die Sachen zu stürzen und nach Belieben zu wählen, zu kaufen oder zu beschauen.

Auch jetzt äußerte sich die Freigebigkeit des Kurfürsten. Keine Dame ging leer aus. Zu den von Jeder selbstgewählten Gegenständen fügte der Herrscher noch ein besonderes Geschenk hinzu. Das gab natürlich Gelegenheit zu allerlei freudigen Bemerkungen, Späßen und Betrachtungen. Lachend, scherzend und jubelnd, jede lästige Etikette beseitigend, umdrängte die Gesellschaft den Kaufmann. Der Kurfürst befand sich inmitten dieser heitern Schaar, auf das Leutseligste sich mit Jedermann unterhaltend.

„Sehen Sie, welch ein heiteres Leben sich hier entfaltet," sagte der Regierungsrath und Hofpoet Herr von Besser zu dem Kommandeur der Gardes du Corps Herrn von Tettau. „Wir sind hier thatsächlich bei den Musen. Es ist ein idyllisches Wesen, dessen man hier in Ruhe, ungestört durch Sorgen und Geschäfte, genießt."

„Nicht so ganz, mein bester Rath," lächelte Tettau.

„Mir scheint, der Geschäfts- und Sorgenteufel mischt sich überall hinein. Sehen Sie dort! Da tritt soeben der Lieutenant von Hebenstein in den Saal. Er ist im Ordonnanz-Anzuge, Beweis genug, daß er eine Meldung von Wichtigkeit bringt — und da im Garten vor den Fenstern promeniren die Herren von Danckelmann und Ilgen mit Papieren in den Händen umher, finstere Blicke durch die Scheiben werfend. Sie warten schon auf den gnädigen Herrn; sie sind ordentlich ärgerlich, daß er eine freie Minute hat, und wollen ihn sogleich in Empfang nehmen, wenn er heraustritt."

Lieutenant von Hebenstein war durch die auf den Korridor führende, von zwei Schweizern bewachte Thür in den Saal getreten. Der Kurfürst befand sich, wie gesagt, inmitten seines Hofes. Die um den Kaufmann sich drängende Gesellschaft bildete einen Kreis, wendete zum Theil der Ausgangsthür den Rücken zu. Es hatte also außer Tettau anscheinend Niemand den Eingetretenen bemerkt.

„Hebenstein's Blicke durchliefen den Saal. Er schien Jemand zu suchen. Sein Antlitz war ein wenig verstört. Nachdem er sich umgesehen, sich auf die Spitzen gehoben und den Hals gereckt hatte, veränderten sich plötzlich seine Gesichtszüge, indem sie den Ausdruck der Befriedigung zeigten; dies geschah als er über die Köpfe der Hofleute hinwegblickend den Kaufmann Eckert erkannt hatte.

Vorsichtig schob der Lieutenant die Umstehenden auseinander und sich dazwischen, hob hier galant ein zu Boden gefallenes Schnupftuch auf, beseitigte dort mit artigen Worten einen Degen, der ihm in den Weg kam, und gelangte auf diese Weise dicht an den Tisch,

bei welchem Eckert beschäftigt war, seine Stoffe, Schmucksachen und sonstige Raritäten zu zeigen und zu verhandeln. Dieser Tisch war mit einer Kante gegen den, in Form einer Karyatide vorspringenden Kaminpfeiler gerückt. In den dadurch gebildeten Winkel drückte sich der Offizier und beobachtete den Handelsmann fast ungesehen. —

Die Gesellschaft machte ehrerbietig Platz. Markgräfin Louise trat an den Tisch. „Sind die Bajuten in rother Seide vorhanden?“ fragte sie auf einige Toilettengegenstände deutend.

„Hoheit zu Befehl,“ antwortete der Kaufmann. „Sie sind in allen Farben vorhanden. Dürfte ich mir unterthänigst den Vorschlag erlauben, so möchte ich Ponceaufarbe anrathen.“

„Ich wähle diese Farbe, Herr Eckert. Dort jene Coiffure gefällt mir gar wohl; haben wir sie gleich schon früher ein Mal getragen, erscheint mir jene doch reicher und feiner gefältet. Wie ist der Name des Putzes?“

„A la princesse de Conti,“ antwortete Eckert. — Fräulein von Groschewska trat zur Markgräfin. „Was meinen Sie, Kathinka,“ fragte Louise, „zu jener Spitzengarnitur, die dort auf dem Utrechter Sammet ruht? Ich hätte Lust sie mein zu nennen.“

„Gewiß Hoheit. Jene Art von Zeichnung fehlt Ihnen noch. Nur müßte man genau wissen, wie viel zum Besatze der großen Roben nöthig wäre.“

„Das ließe sich leicht arrangiren. Herr Eckert kommt vielleicht, wenn seine Geschäfte beendet sind, in die Garderobe, dort mögen die Kammerfrauen das Weitere verabreden. Aber nachher sehen wir in meinem

Zimmer ein Mal, wie sich die Garnitur auf blauer Seide ausnimmt."

„Das wäre wohl nöthig, Hoheit," warf Fräulein von Groschewska ein „da wir ja auch sehen müssen, wie sich die Brandebourg's darauf abzeichnen. Erlauben mir Hoheit die Probe."

Die Markgräfin zog die Hälfte der Spange hervor und zeigte sie Eckert. Dieser schreckte leicht zusammen.

„Für solch' einen zarten Schmuck," entgegnete er, „würde ich saftigere Farben und dichtere Spitzen ergebenst anrathen. Ich habe hier in diesem Musterbuche genügende Auswahl."

Er hob ein kleines Paket Seidenstoff empor, nahm ein darunter liegendes, zierlich gebundenes Buch in die Hand und bog sich zur Markgräfin, ihr zugleich die einzelnen mit Proben von Stoffen beklebten Blätter umschlagend. —

Hebenstein neigte sich aus dem Kaminwinkel hervor; seine Augen hefteten sich auf das Buch, seine Figur verlängerte sich. —

Die Markgräfin schaute auf die Blätter. Plötzlich zuckte sie zusammen. Sie hatte ein Schreiben bemerkt, welches zwischen zwei Buchseiten eingeklemmt war.

„Gut Herr Eckert, wir erwarten Sie," sagte sie endlich. „Das Alles muß genauer betrachtet werden. Kommen Sie, wenn hier Alles vorüber ist. Ich bleibe mit Ihro Durchlaucht der Frau Kurfürstin heute Nacht in Lützenburg, Sie können sich also mit Ihrer Zeit einrichten. Adieu."

Markgräfin Louise verließ mit der Groschewska den Saal. Eckert legte das Buch bei Seite. — Auch die

Kurfürstin, von Fräulein von Pöllnitz begleitet, verabschiedete sich.

Als Sophie Charlotte einige Schritte gethan hatte, wendete sie sich wieder um.

„Eckert vergessen Sie doch nicht —.“ Sie stockte. Zufällig hatte sie ihre Augen über den Tisch schweifen lassen und den in der Ecke stehenden Offizier bemerkt. Jetzt sah sie deutlich wie ein blau uniformirter Arm aus dem halbdunkel hervorschoß, wie die dabei befindliche Hand das von Eckert bei Seite gelegte Probebuch heftig durchblätterte, einen Brief daraus hervorzog und dann wieder zurückfuhr. Fast in demselben Augenblicke verließ ein Offizier der Gardes du Corps die Ecke des Kamins, schritt eilig durch den Saal und verschwand durch die Corridorthüre.

Die Scene hatte sich sehr schnell ereignet. Sophie Charlotte fuhr in dem, durch jenes Ereigniß unterbrochenen Suchen fort. Sie beschied Eckert auf Morgen zu sich. Schnell ging die Kurfürstin zur Korridorthüre. Alles war erstaunt, die hohe Frau auf den Gang treten zu sehen. „Pöllnitz,“ flüsterte Sophie Charlotte, „trennen Sie sich von mir. Schnell suchen Sie zu erfahren, wer jener Offizier ist, der dort unten im Korridore sichtbar ist. Der — von den Gardes du Corps! — Ich muß ihn sprechen. Eilen Sie! Weswegen ist er hier? Suchen Sie es zu erfahren.“

Gewöhnt an außerordentliche Befehle ihrer Gebieterin eilte die Pöllnitz den Gang hinunter. Die Kurfürstin entfernte sich von ihren Pagen begleitet durch eine Seitenthür.

In ihrem nach der Wasserseite hinaus gelegenen

Zimmer wartete die Markgräfin in Gesellschaft Kathinka's von Groschewska auf Eckert. —

Daß der Kaufmann eine Botschaft des Pfalzgrafen bringe, unterlag keinem Zweifel. — Endlich eine Gewißheit — endlich ein Zeichen, ein Plan, eine Verständigung!

Schritte tönten auf dem Gange. Es mußte der Erwartete sein, denn längst schon hatte die Hofgesellschaft den Saal verlassen. Es pochte. Die Hofdame öffnete; Eckert trat, ein Packet unter dem Arme haltend, ein. — Vorsichtig schloß er die Thüre.

„Sie kommen von des Pfalzgrafen Durchlaucht, Herr Eckert," rief die Markgräfin schnell ihm entgegentretend. „Eilen Sie mit der Botschaft. Welchen Auftrag gab Ihnen der Pfalzgraf?"

„Hoheit, ich schätze mich glücklich das Vertrauen in einer solchen Angelegenheit zu genießen. Durch langjährige Geschäfts-Verbindung dem Pfalzgräflichen Hofe bekannt, würdigte der Herr mich — —"

„Herr Eckert, kommen Sie zur Sache!" —

„Besser allerdings wie ich selbst dürfte das eigenhändige Schreiben Seiner Durchlaucht Alles erklären," sagte Eckert, indem er das Probebuch hervorzog und es durchblätterte.

„Das Schreiben, ja. Sie zeigten es *unten* im Saale schon. Geben Sie, geben Sie."

Eckert verfärbte sich plötzlich. Fieberhaft schnell durchwühlte er noch ein Mal das Buch, ergriff es bei den Deckeln, schüttelte es, — durchsuchte seine Taschen und stöhnte: „Gerechter Himmel!"

„Nun!" rief die Markgräfin, welche jeder seiner Bewegungen folgte. „Das Schreiben, das Schreiben."

„Allmächtiger Gott, Hoheit das — Schreiben —

ich — ich — hatte es hier; Hoheit sahen es selbst, und jetzt —"

„Nun!"

„Ich möchte sterben. — Das Schreiben ist verschwunden."

„Gnädiger Heiland!" riefen beide Damen.

„Wo könnte es sein?" fragte die Groschewska.

„Wenn man es findet, so bin ich verloren," jammerte die Markgräfin. „Kompromittirt vor dem ganzen Hofe. Der Kurfürst — Himmel, wie wird er zürnen. Meine Ehre — mein Ruf. — Es ist der Tag des Jammers."

„Hoheit," wimmerte Eckert, „ich bin untröstlich. Aber man muß mir geradezu den Brief entwendet haben. Er war so sicher eingelegt — —"

„Was nützen die Klagen," eiferte Fräulein von Groschewska. „Eilen Sie lieber hinab, suchen Sie. Vielleicht hat einer Ihrer Diener den Brief gefunden. Stehen Sie nicht so zerknirscht da. Fort, hinweg — bedenken Sie was auf dem Spiele steht."

Sie schob den bestürzten Kaufmann hinaus und schloß die Thüre. — Ohnmächtig sank die Markgräfin in den Sessel.

Ungeduldig schritt Lieutenant v. Hebenstein in dem Korridor, der zu dem Zimmer des Kurfürsten führte, auf und ab. Schon ein Mal hatte der Page die Meldung vorgebracht, der Kurfürst indessen befohlen zu warten, da er mit Dankelmann eine Unterredung hatte, welche einen Kostenanschlag für Lützenburg betraf. Minute auf Minute verging. Schon hielt die Kutsche auf dem Schloßhofe, welche den Fürsten nach Berlin führen sollte. Die Mousquetairs umgaben den Wagen. Die Pferde wieherten und scharrten, die Pallasche der Reiter

funkelten und die Läufer lehnten nachlässig und erwartend an den Schlägen. — Hebenstein ward unruhig. — „Sollte der Kurfürst ihn vergessen haben?“ jeder Augenblick schien wichtig, denn die Gegenpartei handelte schnell. Aber nein. — Das Fräulein v. Pöllnitz hatte mit ihm gesprochen und ihn benachrichtigt, daß der Kurfürst nicht so bald nach Berlin fahren werde — und jetzt — da erschien der Page und winkte ihn zu dem Herrn. Hebenstein schritt den Korridor entlang.

Plötzlich öffnete sich eine Seitenthür. Eine Dame trat heraus und stellte sich dem Offizier gegenüber. Es war die Kurfürstin. Hebenstein verneigte sich.

„Sie gehen zu Seiner Durchlaucht?“ fragte Sophie Charlotte.

„Zu Befehl, Durchlaucht?“

„Und welches Geschäft führt Sie zu dem Kurfürsten, Herr Lieutenant?“

„Rapport des Regiments.“

„Sonst Nichts? Haben Sie Seiner Durchlaucht Nichts vorzulegen, Herr v. Hebenstein?“

„Ich wüßte nicht, Durchlaucht. Was sollte ich vorzulegen haben?“

„Vielleicht den Brief, mein Herr, den Sie vor kurzer Zeit aus dem Probebuche des Kaufmanns Eckert genommen haben,“ rief die Kurfürstin mit erhobener Stimme.

Erschrocken und bleich geworden, trat der Lieutenant einen Schritt zurück.

Auf welche Weise war Lieutenant v. Hebenstein zur Kenntniß des vom Pfalzgrafen dem Kaufmann Eckert übergebenen Schreibens gelangt? wie war er im rechten Augenblicke nach Lützenburg gekommen?

Der Lieutenant war, wie bereits erzählt, in den Thiergarten geschlendert und hatte daselbst nach kurzem Spaziergange zwei Personen erblickt, deren Beisammensein ihm auffällig sein mußte. Diese beiden Personen waren der Kaplan der polnischen und ein Sekretär der französischen Gesandtschaft. Der Sekretär war der Monsieur Treillard.

Nun wäre es an und für sich durchaus nichts Auffälliges gewesen, wenn der Lieutenant einen Kaplan mit einem Gesandtschaftssekretär erblickt hätte. Indessen war die Anwesenheit des Letzteren für Hebenstein dennoch ein Grund des Argwohns. Herr Treillard hatte nämlich zu dem Gesandtschafts-Personale des abberufenen französischen Ambassadeurs, Herrn v. Rebenac, gehört und war bei Hofe sowohl, wie auch bei den Behörden der Stadt als nicht mehr in Berlin befindlich angezeigt, oder wie man heutzutage sagen würde: abgemeldet. — Jedermann in den Hofkreisen nahm an, daß alle Mitglieder der früheren Gesandtschaft Berlin verlassen hätten, und daß ein vollständig neues Personal um den neuen Chef der Ambassade — Herrn v. Gravelle — versammelt worden sei. —

Dem Lieutenant, dessen Aufmerksamkeit das Hôtel der französischen Gesandtschaft besonders empfohlen worden war, der demgemäß auch seine Erkundigungen eingezogen hatte, stiegen allerlei seltsame Gedanken auf, als er Monsieur Treillard erblickte.

Außerdem war die Gesellschaft des Kaplans dem Herrn v. Hebenstein, der ein sehr guter Protestant war, nicht unverdächtig. Namentlich in jener Zeit witterte man im protestantischen Deutschland überall kirchliche Intriguen und Beichtväterränke, Besorgnisse, die mit

Hinweis auf das Beispiel Frankreich's nicht so ganz ungerechtfertigt erschienen —.

Was trieb der Sekretär noch immer in Berlin? und weshalb war er im Geheimen hier? wozu ließ er sich in aller Förmlichkeit verabschieden, als sein Gesandter ging? was bedeutete seine Zusammenkunft mit dem Priester an einsamer Stelle? — Sollte der Zufall dem Lieutenant günstig sein?

Vielleicht hat er sich geirrt. Der Geistliche war ihm bekannt, es gab deren nicht viele in Berlin, aber der Sekretär? eine Aehnlichkeit konnte täuschen. Hebenstein wollte — mußte Gewißheit haben. — Er schlug deshalb einen der Seitenwege ein, die ziemlich geebnet in das noch sehr wild durcheinander wuchernde Gehölz führten, fest entschlossen, den Beiden gegenüber zu treten und dann genau zu sehen, ob der bewußte Franzose es sei, oder ob eine Aehnlichkeit ihn getäuscht habe.

Er bog verschiedene Male die dichten Zweige auseinander, um seine Leute nicht aus dem Gesichte zu verlieren. Beide gingen, sich häufig umschauend, tief in das Gehölz hinein. Hebenstein folgte ihnen, weder Gestrüpp noch sonstige Hindernisse achtend. Endlich standen die Verfolgten an einer sehr entlegenen Stelle des Gartens. Sie schienen Etwas zu suchen und schauten begierig in die Ferne. Der Begleiter des Kaplans lüftete, von dem Gange ein wenig in Schweiß gebracht, seinen Hut, wodurch Hebenstein die Gesichtszüge vollkommen erkennen konnte: es war der Sekretär Treillard, den man längst fern von Berlin glaubte.

Hebenstein drückte sich hinter den Stamm einer Buche und beobachtete seine Leute. Nachdem Beide eine Zeitlang auf- und niedergegangen waren, trat

plötzlich aus dem Gebüsche eine dritte Person zu ihnen. Ohne Zweifel war sie es, die erwartet und gesucht wurde. Es erfolgte eine gegenseitige Begrüßung. Hebenstein erkannte von seinen Posten aus in dem Neuangelangten den Hauptmann Faviole von den Grenadiers à cheval. Der Hauptmann war in Zivilkleidern. Mehr als Alles bestärkte die Anwesenheit dieses Mannes den Lieutenant in seinem Verdachte, daß hier etwas Ungehöriges vorbereitet werde. Faviole stand in sehr üblem Rufe. Er war französischer Refugié und selbst von seinen Landsleuten als Wüstling gemieden, nur persönliche Tapferkeit hielt ihn den Kameraden gegenüber. Was konnte ein solcher Mann mit den beiden Andern an entlegener Stelle, in fremder Kleidung verhandeln? Treillard noch heimlich in Berlin, ein Priester, ein verwegner Wüstling — hier galt es, aufzupassen. —

Nachdem eine Art von Besprechung stattgefunden, sah Hebenstein, wie der Sekretär dem Hauptmann zwei Schreiben einhändigte; Faviole prüfte dieselben und barg sie in seiner Tasche. Hierauf überreichte Treillard dem Hauptmann verschiedene kleine Röllchen, die ebenfalls in des Wüstlings tiefen Rocktaschen verschwanden.

Es begann zu dunkeln. Die drei Personen verabschiedeten und trennten sich nach verschiedenen Richtungen. Hebenstein hatte genug gesehen: Briefe und Gold, denn solches enthielten die Röllchen ohne Zweifel, wurden an einen höchst zweideutigen, unternehmenden Menschen vertheilt. — Ein geheimnißvoller Plan reifte hier seiner Vollendung entgegen und je mehr der Lieutenant überlegte, desto klarer ward es ihm, daß die Personen mit der Heirathsintrigue der Markgräfin in Verbindung

standen. Für ihn war es jetzt Aufgabe, zu ermitteln, wohin der Sekretär seine Schritte lenken werde, welcher Ort ihm als Schlupfwinkel diene.

Auch hier schien ihn das Glück zu begünstigen. Treillard kam gerade auf die Stelle zu, wo der Lieutenant verborgen war. Er ging weiter, schlug den Seitenweg ein, den Hebenstein betreten hatte, und verschwand dann im Gehölz. Der Lieutenant verließ sein Observatorium und eilte dem Sekretär nach. Die Sonne warf ihre Abschiedsstrahlen durch die Zweige. Ein leichter Nebel stieg auf und ließ die Gegenstände immer schwächer erkennen. Hebenstein eilte der von Treillard eingeschlagenen Richtung nach. Schon glaubte er seinen Mann verloren zu haben, als er ihn endlich wieder in einiger Entfernung vor sich gewahrte. Hebenstein und der Sekretär befanden sich in diesem Augenblicke an der Ecke des Wallgrabens, der die Dorotheenstadt nach Süden zu begränzte.

Dieser Graben nebst Wall lief genau in der Richtung der heutigen Behrenstraße bis über die Mauerstraße hinaus und war dort an die Festungswerke gehängt, wodurch die neue Vorstadt mit der alten Stadt vereinigt wurde.

Vor diesen Werken war Alles — Haide, durch welche jedoch einige gebahnte Wege liefen.

Hebenstein schloß ganz richtig, daß sein Verfolgter diese Wege einschlagen werde, um auf andre Weise in die Stadt zu kommen, als er hinaus gekommen war.

Treillard bog plötzlich in den Seitenweg, und als Hebenstein ihm folgte, blieb er stehen. Er hatte bemerkt, daß Jemand ihm nachschlich. Jetzt begann ein Kreuz- und Querlaufen. Der Sekretär suchte durch

fortwährende, anscheinend ganz absichtslos ausgeführte Veränderungen des Weges seinen Verfolger zu ermüden. Dieser blieb ihm jedoch auf der Ferse.

Hin und wieder, vor und zurück gingen Beide und gelangten endlich vor das Leipziger Thor, welches in der heutigen Niederwall-Straße stand. Hastig überschritten sie die Brücke des südlichen Festungsgrabens und betraten die Leipziger Straße.

Der Sekretär suchte den Schatten der engen Gasse zu gewinnen. Er konnte sich nicht täuschen. Ein Offizier verfolgte ihn. Befand er sich an einer Biegung oder Ecke, so war sein Verfolger ihm gegenüber. Er glaubte anfangs, sich geirrt zu haben. In der Stadt angekommen, machte er eine Probe, indem er die Wallstraße hinauf bis zur Jägerstraße ging und dann in die Friedrichsstraße (jetzige Kurstraße) einbog. — Der Verfolger schlug denselben Weg ein. Treillard ging nun die Friedrichsstraße entlang bis zur Leipzigerstraße (jetzt Alte Leipzigerstraße) zurück. Als er, bei der Spreebrücke angekommen, sich umwendete, gewahrte er seinen Verfolger dicht hinter sich. Schon wollte er den Zudringlichen anreden, indessen besann er sich eines Besseren und schlug eilig den Weg durch die Spreegasse ein. In der Brüderstraße war es noch lebendig, und Treillard glaubte deshalb seinem Aufpasser hier besser entschlüpfen zu können. Hebenstein, der seine Augen förmlich an die vor ihm her eilende Gestalt des Sekretärs klammerte, bemerkte, wie dieser jeden Gegenstand benutzte, um zwischen sich und den Offizier ein Hemmniß zu bringen. Allmählig näherten sich Beide dem Hôtel der französischen Gesandtschaft. Wenn Treillard daselbst heimlich wohnte, so war es leicht begreiflich, daß er,

von Jemanden verfolgt, nicht in das Haus eintreten würde, sein Aufenthalt wäre sonst verrathen gewesen.

Hebenstein hielt es deshalb für zweckmäßig, auf einige Augenblicke zu verschwinden und den Sekretär glauben zu machen, die Verfolgung sei aufgegeben. Ein Kärrner, der die Straße nach dem Petri-Platze zu entlang fuhr, diente ihm bei der Ausführung seiner Taktik. Einige Minuten lang hielt er sich hinter dem Fuhrwerke verborgen und schlüpfte dann schnell unter das von Laubwerk überwölbte Vordach des Gartens an der Spreegassen- und Brüderstraßen-Ecke. Von hier aus sah er, wie Treillard still stand, sich vorsichtig umschaute und dann einige Male die Straße auf- und nieder schritt. Endlich huschte er in das neben dem Hôtel der Gesandtschaft befindliche Gebäude. Hebenstein wartete noch eine Zeit lang; dann trat er vorsichtig aus dem Schatten und manövirte sich auf die entgegengesetzte Seite der Straße. Er ging in das Haus, welches Treillard soeben betreten hatte.

Freilich war es nicht das Gesandtschafts-Hôtel; aber es war von demselben nur durch eine Mauer geschieden. Beim Lichte des Mondes gewahrte Hebenstein sogleich eine offenstehende Thür in der Mauer. Der Verfolgte war durch diese in das Hôtel gelangt.

Nach einigen vorgenommenen Untersuchungen des Terrains sah der Lieutenant wohl ein, daß er heute keine näheren Erklärungen über das Treiben des Herrn Treillard erhalten könne. Was er übrigens gesehen, beobachtet und kombinirt hatte, schien ihm wichtig genug, um als genügendes Material für einen sehr umfassenden Rapport an den Kurfürsten dienen zu können. Ganz zufrieden mit seinen ersten Erfolgen auf dem Gebiete

der Palast-Intriguen schlug er den Weg nach seiner Wohnung ein, fest entschlossen, am folgenden Tage dem Kurfürsten, wo sich derselbe auch befinden möge, von den Entdeckungen Meldungen zu machen.

Die Wohnung des Lieutenants befand sich in der Spandauerstraße. Das Erdgeschoß derselben nahm ein großes Waarengewölbe ein, in welchem namentlich Luxus-Artikel feilgeboten wurden. Die Aufstellung derselben war freilich nicht den heutigen Begriffen gemäß, allein immerhin großartig genug für die erst im Fortschreiten, im Stadium der Entwickelung befindliche Residenz-Stadt Berlin. Der Eigenthümer dieses Waarenlagers und Hauses war der Kaufmann Christoph Eckert, dessen Bekanntschaft wir schon gemacht haben. —

Eckert hatte hier eine ziemlich bedeutende Niederlage fremdartiger Gegenstände der verschiedensten Art angehäuft, mit welchen er den Hof und die höheren Bürgerklassen versorgte. Seine Verbindungen mit Frankreich, Holland und England sicherten ihm einen, für jene Zeit namhaften Absatz zu, den er durch erlangte Privilegien, Erlaubniß zur Einführung gewisser ausländischer Erzeugnisse, wesentlich erhöhte. Karossen und Sänften hielten oder standen häufig vor der Thür des Magazins, und Eckert war eine Person geworden, die bei Hofe gleich den Kavalieren Zutritt gewann. Besonders seit dem Tode Friedrich's Wilhelm's erfreute sich das Geschäft einer merklichen Hebung, da unter dem Nachfolger des großen Kurfürsten Luxus und Pracht sich in den Hofkreisen zeigten und von da zu den Bürgern herabstiegen. Der Kaufmann Eckert hatte bei der

Leichenfeier des verstorbenen Kurfürsten große Geschäfte gemacht.

Erst vor einigen Tagen war Eckert von Paris heimgekehrt.

Hebenstein schritt über den Hausflur, auf welchem verschiedene Waarenballen lagen, und die Treppe zu seiner Wohnung hinan. Die hohen Geländer, die tiefen Winkel, welche das Treppenhaus bildete, machten den Aufgang finster. Nur hier und da fiel ein Streifen des Mondlichtes durch die Flurfenster. Der Lieutenant bog um die Windung der Treppe. Auch hier war ein gewaltiges Kolli aufgeschichtet, mit Stricken geschnürt und gegen die Wand gelehnt. Brummend über das Hinderniß, wollte Hebenstein seinen Weg fortsetzen, als sich schnell eine der Treppe gegenüberliegende Thür öffnete. Heller Glanz einer Kerze beleuchtete den Theil des Flurs, der sich vor der Pforte befand, und zwei Gestalten erschienen, deren eine den Offizier veranlaßte, sich in den durch das große Kolli und die Wand gebildeten Winkel zu drücken, denn die Gestalt war der in greller Beleuchtung dastehende Herr Freiherr v. Sternberg, Gesandter Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich.

Eine neue Ueberraschung für Hebenstein an diesem so ereignißreichen Tage. Was that der hochgestellte Mann hier zur späten Stunde?

Indessen war es ja nicht ungewöhnlich, daß hohe Personen Herrn Eckert, denn er war die andere Gestalt, besuchten, um Auswahl bei ihm zu treffen. Hebenstein ward hierin bestärkt, da hinter den Beiden die Gattin und einige Kommis des Herrn Eckert sichtbar waren. Die Thür schloß sich aber vor Letzteren und

Eckert blieb mit dem Gesandten allein, den er die Treppe hinabcomplimentiren wollte.

Nach wenigen Schritten blieben sie jedoch dicht vor dem Kolli stehen. —

Vorsichtig sahen sich Beide um.

„Schnell zeigen Sie das Schreiben," flüsterte Sternberg. „Es war bei Ihnen im Gewölbe keine Gelegenheit. Man wird zu sehr beobachtet."

„Hier, gnädiger Herr," entgegnete Eckert leise, ein Schreiben aus der Brusttasche ziehend.

Sternberg betrachtete das Siegel. „Es ist vom Pfalzgrafen, richtig!" sagte er. „Sein Handsiegel. Ich danke Ihnen für die Mittheilung. Wann wollen Sie es an die Prinzessin gelangen lassen?"

„Morgen."

„Und wie?"

„Ich bin nach Lützenburg beordert, um meine neuen Ankäufe vorzulegen. Ich kann das Fräulein v. Groschewska benachrichtigen, die mit dem Pfalzgrafen in Verbindung steht."

„Und Ihre Beglaubigung?"

„Ein Schreiben und dieses hier."

Eckert zog ein Stück Schmuck aus der Tasche.

„Gut denn. Vermeiden Sie jedes Aufsehen! Man ist Ihnen auf der Spur. Der Kurfürst will keine Unterhändler dulden. Sie thun gut, mein Hôtel nicht zu betreten. Die drei Vasen aus Bronze, die ich, um einen Vorwand zu haben, gekauft, lassen Sie mir zusenden. Verwahren Sie den Brief wohl!"

„Er bleibt in meinem Musterbuche, das nie aus meiner Hand kommt."

Beide stiegen die Treppe hinab. Hebenstein blieb

unbeweglich. Nach kurzer Zeit kam Eckert zurück und ging in seine Wohnung.

Sobald er die Thür geschlossen, stieg der Lieutenant behutsam die Treppe zu seinem Zimmer hinan. Leise öffnete er dasselbe, löste die klirrenden Sporen von den Stiefeln und warf sich in einen Sessel. Wie viel hatte er zu bedenken! Er hielt die Fäden in seiner Hand. Das Glück war ihm günstig. „Jetzt gilt es, den Brief zu haben,“ murmelte er, „das wäre ein Beweis. Ich muß mit Herrn Eckert abrechnen, ihn überlisten. — Ich muß mit Herrn Eckert zugleich in Lützenburg eintreffen.“

Daß ihm Alles gelang, haben wir gesehen.

Der fast drohende Ton der Kurfürstin, ihre aufgerichtete Gestalt, das merkliche Runzeln der Stirne — dies Alles hatte den Lieutenant so betroffen gemacht, daß er, sichtlich um eine Antwort verlegen, die Augen niederschlug.

Indessen währte diese Pause der Ueberraschung nur wenige Sekunden. Seiner Gefahrlosigkeit und der Strenge des fürstlichen Befehles sich bewußt, warf der Lieutenant ein wenig hochmüthig den Kopf zurück und nahm eine militärische Haltung an, wobei seine Sporen heftig zusammenklirrten.

„Ich bin im Dienste Seiner Durchlaucht,“ stieß er kurz heraus. „Was auch meine allergnädigste Frau gesehen haben mag, das Alles geschieht nur auf Befehl und mit Willen meines Fürsten und Herrn.“

„Weiß der Kurfürst, welchen Dienst Sie ihm geleistet — auf welche Manière, Herr v. Hebenstein? sollte der Herr Ihnen keine Regeln gegeben haben, wie weit Sie gehen können, wie weit nicht? Ich habe

heut Vieles bemerkt — und keine Ordres für Sie, Herr Lieutenant?“

„Keine, Durchlaucht. Ich habe für meine Thaten einzustehen mit meinem Kopfe in dieser schwierigen Sache, und so fürchte ich Nichts.“

„Aber wie wissen Sie denn, mein Herr, ob jener — Sie pardonniren den Ausdruck — entwendete Brief von Wichtigkeit für den Kurfürsten ist?“

„Mein Geheimniß, Durchlaucht. Aber der Brief ist wichtig.“

„So handelt es sich wohl um eine staatsverrätherische Aktion, deren Agent der unglückliche Eckert ist?“ fragte die Kurfürstin mit erkünstelter Unruhe.

„Durchlaucht halten zu Gnaden,“ entgegnete lächelnd Hebenstein, „aber dieses so plötzliche Interesse für diplomatische Angelegenheiten erscheint mir mindestens räthselhaft. Wäre Herr Eckert ein Agent fremder Mächte in Staats-Angelegenheiten, so würde meine Hand nicht nur jenen Brief allein, sondern auch zugleich die Person des Herrn Eckert umklammert und Beide zum Verwahrsam geliefert haben. Gegen einen Postillon d'amour bin ich, selbst dienstlich, artiger. Um also Durchlaucht aus jener Unruhe zu reißen, in die eine staatsgefährliche Unternehmung Hochdieselben versetzen könnte, will ich mir einen Dienstfehler zu Schulden kommen lassen und verrathen, daß der Brief nur Herzensangelegenheiten enthält, und zwar solche, die mich selbst betreffen. Herr Eckert hat das Unglück — oder das Glück — wie man will, mein Nebenbuhler zu sein.“

Der Lieutenant verbeugte sich.

„Ihr Nebenbuhler?“ sagte die Kurfürstin mit den

Augen blinzend. „Und welches Interesse hätte der Kurfürst wohl bei Ihren Herzensangelegenheiten?“

„Es ist vielleicht eine Veränderung, Durchlaucht. Ew. Durchlaucht und Dero Hofdame, das schöne Fräulein v. Pöllnitz, nehmen ja so lebhaften Antheil an Staats- und politischen Angelegenheiten, daß ein einfacher Lieutenant sogar für einen Chargé d'Affaires gehalten wurde, warum sollten Seine Durchlaucht der Herr Kurfürst nicht plötzlich auf den Gedanken kommen, einmal eine Herzensangelegenheit in die Hand zu nehmen?“

Die Kurfürstin biß sich auf die Lippe. Hebenstein verbeugte sich wieder und sagte:

„Ich muß zum Herrn. Später will ich gern dem Verhöre meiner gnädigsten Frau mich unterwerfen.“ Er that einen Schritt vorwärts. — Die Kurfürstin legte ihre schöne Hand leicht auf den Arm des Offiziers.

„Bleiben Sie noch einen Augenblick, Herr v. Hebenstein.“

Dieser zauderte.

„Durchlaucht, der Dienst —“

„Bedenken Sie, was Sie thun.“

„Dienst erlaubt kein Bedenken; dann aber, gnädigste Frau — woher die Bewegung, wenn Ew. Durchlaucht die Sache ganz fremd ist?“

„Herr v. Hebenstein, die Zeit drängt. Keine Weitläuftigkeiten. Ich werfe die Verstellung bei Seite. Der Brief, den Sie in die Hand bekamen, enthält jedenfalls ein zartes Geheimniß — das Glück, die Ruhe zweier hohen, edlen Menschen. In Ihre Hand ist es gegeben, mit einem Schlage dies Alles zu ver-

nichten, denn der Zorn des Kurfürsten würde den Pfalzgrafen nie in Berlin dulden, und — —"

„Pfalzgraf? Zorn? Liebe? Ew. Durchlaucht sprechen in Räthseln," entgegnete der Lieutenant.

„Nicht diese Verstocktheit," rief die Kurfürstin ein wenig gereizt. „Sie wissen so gut, wie ich, um was es sich handelt; von dem Augenblicke an, wo dem Kurfürsten das Schreiben ausgeliefert wird, ist die Markgräfin Louise um eine schöne Hoffnung ärmer. Seien Sie mitleidig und gütig — gütig gegen eine Fürstentochter!" rief die Kurfürstin stolz.

Hebenstein schwankte zwischen Pflicht und Neigung. Seine Hand fuhr zur Brusttasche. Er hörte das Papier des Briefes knistern seine Besinnung kehrte zurück.

„Ich habe dem Herrn mein Wort gegeben, in dieser Angelegenheit für ihn zu handeln, vergeben Sie mir, Durchlaucht."

„Wie!" rief Sophie Charlotte, „er wüßte um den Brief? Unmöglich! Sie können das Schreiben nicht gefunden, Sie brauchen Eckert gar nicht mehr gesehen zu haben. Niemand weiß, weshalb Sie hierher kamen. Die arme Markgräfin — o — bleiben Sie zurück, ich bitte Sie, ich, Ihre Fürstin!"

„Durchlaucht schmettern mich zu Boden."

„Was wollen Sie? Gold?"

„Durchlaucht!" rief der Lieutenant vor Zorn bebend.

„Nein, nein — das wollen Sie nicht. Beförderung? Sie soll Ihnen werden, sie wird Ihnen werden. Dank? aus dem schönen Munde der Markgräfin sollen Sie ihn empfangen, der Pfalzgraf wird Sie umarmen,

seinen Freund nennen. Sie sind ein Stifter des Glückes, aber den Brief — den Brief —"

„Durchlaucht, wenn man uns überraschte —"

„Ha — Sie fürchten schon die Ueberraschung — sehen Sie, Sie wollen nicht kompromittirt sein — mein Wort darauf, es bleibt Alles Geheimniß — aber den Brief — Sie müssen wissen, daß die Markgräfin mir vertraut, daß ich es bin, die ihre Sache führen soll. Wollen Sie Ihre Fürstin vergebens flehen lassen? Sehen Sie sich nicht um, Herr v. Hebenstein, diesen Korridor passirt Niemand, die Pöllnitz hütet die Thüre."

„Aber der gnädigste Herr Kurfürst, der mich erwartet."

In diesem Augenblicke entstand auf dem Hofe ein großer Lärm. Die Kutsche fuhr vor, die Reiter schlossen an einander, die Läufer stellten sich in Positur; von der Terrasse herab schritt der Kurfürst, aus einem Seitenportale kommend. —

„Er verläßt das Haus!" rief Hebenstein, gegen das Fenster eilend. „Mein Rapport — mein Dienst — meine Pflicht! Ich habe die Audienz versäumt!"

„Um Gotteswillen halt!" rief die Kurfürstin.

Herbei eilte Fräulein v. Pöllnitz, des Offiziers Arm schnell umklammernd und ihn vom Fenster ziehend.

„Der Kurfürst kehrt nach Berlin zurück!" rief Sophie Charlotte. „Ein Wink von oben, daß Sie das Schreiben ihm nicht geben sollen."

„Aber ich muß!" rief Hebenstein außer sich und stürzte zum Fenster.

Allein schon hatte Kurfürst Friedrich sich in den Wagen geworfen. Einen großen, weiten Bogen beschreibend rasselte die Kutsche zum Hofthore hinaus.

stampfend und lärmend, ihre Pferde parirend, folgte die Eskorte. Ein lauter Ruf Hebenstein's verhallte ungehört, aber klirrend fielen die Splitter einer zerbrochenen Fensterscheibe in den Hof.

Die geballte Faust des Offiziers hatte im Zorn das Korridorfenster zertrümmert.

Es trat eine kurze Pause ein. Von unten tönten Stimmen herauf. Einige Diener bezeugten ihre Verwunderung über die zerbrochene Scheibe.

Die Kurfürstin betrachtete den bleichen jungen Mann, dann winkte sie ihm in das noch offen stehende Kabinet zu treten.

„Erholen Sie sich, Herr v. Hebenstein. Einen Augenblick!“

Mechanisch folgte der Lieutenant der Kurfürstin.

Fräulein v. Pöllnitz schloß die Thüre.

„Herr v. Hebenstein,“ begann Sophie Charlotte. „Ihre Mission ist für heute verunglückt. Ich war Ihr Dämon. Verzeihen Sie mir!“

Gesenkten Blickes hatte der Offizier ihr gegenübergestanden. — Jetzt hob er das Haupt. Die letzten Strahlen der sinkenden Sonne fielen durch das Fenster, und vergoldeten die herrliche Gestalt der Kurfürstin.

Von purpurnem Schimmer umsäumt, einer schönen Heiligen gleichend, stand sie hoch aufgerichtet da, die eine Hand auf das Herz gepreßt, mit der andern sich auf einen Gueridon stützend. Hebenstein's Sinne verwirrten sich; es schien ihm, als stehe er vor einer übernatürlichen Erscheinung. Er stammelte einige Worte, fuhr mit der Hand über die Augen und taumelte zurück. —

Der Kurfürstin entging die heftige Bewegung nicht.

„Nun?“ fragte sie mit sanfter, volltönender Stimme. „Erhalte ich den Brief.“

„Ja,“ stöhnte der Offizier.

„Unter welcher Bedingung, Herr v. Hebenstein? Denn dieser Dienst muß einen Lohn erheischen.“

„Jene Schleife aus — dem Haare Ew. Durchlaucht, wenn ich es wagen darf,“ stotterte der betäubte junge Mann.

„Hier ist sie,“ sagte die Kurfürstin, die Schleife aus ihrem herrlichen Haare nehmend und sie Hebenstein reichend.

„Und hier ist das Schreiben.“

Der Offizier zog den verhängnißvollen Brief hervor und übergab ihn knieend der Kurfürstin.

Das Papier war mit frischem Blute gefärbt, es tropfte aus einer Wunde, welche die Glasspitter des zerschmetterten Fensters der Hand des Offiziers beigebracht hatten.

Die Kurfürstin reichte Hebenstein die Hand zum Kusse. Er preßte seine Lippen auf die schönen Finger und die Schleife an seine Brust. — Dann wankte er aus dem Gemach. —

Eine Viertelstunde später verließ er im scharfen Trabe reitend das Herrenhaus von Lützenburg.

Vor dem Hôtel des französischen Gesandten hielt der Wagen des Starosten Bielinski. Der Pole sprang heraus, eilte durch das Portal die Treppe hinauf und stand bald im Arbeits-Kabinete des Herrn v. Gravelle.

„So erhitzt, Starost,“ sagte Gravelle, den Polen mit einer leichten Handbewegung zum Sitzen einladend,

„Sie werden sich ein Fieber zuziehen. Mein Gott, was ist denn vorgefallen?“

„Marquis! Unsere Negoziation droht zu zersplittern, wenn wir nicht handeln. Der Kurfürst hat mich gestern hart angelassen. Mehr und mehr schwindet jede Hoffnung, die Verbindung der Markgräfin mit meinem Prinzen bewerkstelligen zu können.“

Der Starost erzählte schnell und mit Erregung seine Erlebnisse im Parke von Lützenburg. Herr v. Gravelle hörte, nachlässig in seinem Sessel ruhend, die Botschaft des Polen an. Zuweilen lächelte er über die heftigen Gestikulationen, mit denen der Erzähler seinen Vortrag begleitete, dann schüttelte er den Kopf und schnippte mit den Fingern.

„Wir müssen handeln, ehe es zu spät wird. Der Prinz muß nach Berlin kommen. Man kann doch ein fürstliches Haupt nicht zu den Thoren hinausweisen, und ist er einmal hier, wer weiß, wie die Markgräfin über ihn denken lernt. Unterdessen ist es nothwendig, hier das Terrain zu ebnen. Ich traf Sie gestern nicht mehr an, obwohl ich direkt von Lützenburg hierher kam. Vor allen Dingen müssen wir erfahren, welche Schritte der Kurfürst thut, um die Agenten in dieser Angelegenheit zu ermitteln. Wer sind die Leute, welche ihm dienen? Hier kann Geld am Besten helfen.“

„Mein bester Starost,“ entgegnete Gravelle ruhig. „Sie trafen mich gestern nicht an. Dennoch war ich hier. Sie quälen sich damit, die Agenten des Kurfürsten erforschen zu wollen? Ich kenne sie bereits.“

„Teufel!“ rief Bielinski in die Höhe springend. „Sie hätten einen Verdacht?“ —

„Gewißheit, Starost. Gedulden Sie sich einen Augenblick.“

Der Marquis verließ das Kabinet und trat sogleich wieder mit dem Sekretär Herrn Treillard ein.

„Erzählen Sie, Treillard!“

Der Franzose schilderte nun seine Verfolgung durch den Lieutenant von Hebenstein, sein mit genauer Noth bewirktes Entkommen und die Besorgniß, welche sich seiner bemeistert hatte.

„Aber,“ fragte Bielinski, „kennen Sie Ihren Mann? Wie ist sein Name? Seine Wohnung? Wo ist sie?“

„Mir unbekannt, Herr Starost; indessen, da ich die Uniform der Garde du Corps erkannte, so dürfte es nicht schwer sein, den Offizier zu ermitteln, der am gestrigen Tage eine so bedeutende Promenade unternahm.“

„Es war ein Offizier?“

„Gewiß. Und da die Offiziere der Leibgarde nicht eben zahlreich sind, ließe sich vielleicht herausbekommen, wer von jenen Herren gestern dienstlich gefesselt war. Unter den vom Dienste Befreiten hätte man alsdann die Auswahl.“

„Und wer sollte das begründen? Es müßte mit großer Vorsicht geschehen.“

„Dieser Herr wird uns seine Hülfe leihen,“ sagte Treillard, den Thürvorhang zurückschlagend. „Treten Sie näher, Herr v. Faviole!“

Ein Offizier der reitenden Grenadiere trat mit kecker Miene in das Zimmer. Er verbeugte sich leicht vor dem Starosten.

„Hauptmann v. Faviole,“ sagte Gravelle vorstellend, „ein Landsmann und Bundesgenoß.“

Das Aeußere des Hauptmanns, den wir schon einmal flüchtig erblickt haben, kennzeichnete den Abenteurer. Ein gegen alle militärische Regel zugestutzter Bart bedeckte seine Oberlippe. Ein gelblicher Teint, tiefliegende, aus ihren Höhlen hervorblitzende Augen, eine stark gebogene Nase und schmale, gekniffene Lippen, gaben dem Gesichte den Ausdruck des Boshaften und Unheimlichen. Auffallen konnte es, daß der Hauptmann, dessen Uniform ganz regelmäßig erschien, einen langen Raufdegen an der Seite trug. Es war jedoch zu jener Zeit den Männern des Kriegshandwerks nicht untersagt, Waffen zu führen, welche andere Formen als die normalmäßigen zeigten. Die Gestalt Faviole's verrieth trotz aller Schlankheit eine große Muskelkraft, und seine Hände, obgleich mit feinen Lederhandschuhen bedeckt, gaben dem Beschauer die Gewißheit, daß sie ihre einmal ergriffene Beute sehr wohl festzuhalten im Stande seien.

„Ich bin Ihnen, mein Herr Hauptmann im Interesse meines Prinzen handelnd, im Voraus großen Dank schuldig," begann der Starost. „Durch Sie soll es also möglich werden, einer Intrigue auf die Spur zu kommen, die unsere schönsten Erwartungen zu vernichten droht."

„Herr Starost," entgegnete Faviole mit schnarrender Stimme, „ich habe schon Allerlei erlebt, durchgemacht, durchgefochten, durchgebracht. Es ist mir nicht bange. Ich schrecke vor keiner Unternehmung zurück. Indessen wird der Herr Marquis, mein Gönner, es mir nicht verargen, wenn ich um Erbauung eines kleinen Bollwerkes bitte, das mir den Rücken deckt."

„Sprechen Sie deutlich, Faviole," sagte Gravelle.

„Berlin ist nicht Paris, Herr Marquis. Wir haben in unserem Vaterlande andere Begriffe von Civilisation, als hier geltend gemacht werden. Bei dem bevorstehenden Unternehmen könnte sich nun Allerlei ereignen: Rauschtrinken, Degenstöße, Kartenspiele, die verboten sind —"

„Wie? Hauptmann, Sie —"

„Kartenspiele, die verboten sind," betonte Faviole, „ich erinnere daran. Wenn ich also meine Federn spielen lassen soll, so muß das besagte Bollwerk mir erbaut werden, das heißt, ich muß mich unter die schützenden Flügel der königlich französischen Gesandtschaft begeben können."

Der Marquis von Gravelle dachte einen Augenblick nach. —

„Sie haben meinen Schutz," sagte er dann. „Diese beiden Herren sind Zeuge. Hiermit mein Edelmannswort."

„So bin ich der Ihrige."

„Und wann werden wir Gewißheit erlangen?"

„In vierzehn Tagen, von heute an gerechnet, soll Alles im besten Gange sein. Dazu ist es aber nothwendig, daß der Prinz Jakob nach Berlin kommt."

„Er wird kommen," sagte Bielinski.

„Und wer benachrichtigt ihn?" fragte Faviole.

„Herr Treillard," antwortete Gravelle. „Er reist heute nach Königsberg ab, wo sich der Prinz incognito aufhält. Es ist zugleich die beste Gelegenheit, ihn aus Berlin verschwinden zu lassen."

„Vortrefflich!" lachte der Starost, „aber wir müssen den Prinzen nach Berlin ebenfalls im strengsten Incognito bringen."

„Der Prinz fährt verkleidet in die Stadt,“ sagte Faviole.

„Und wo findet die Umwandlung statt?“

„Meine Sache, Herr Starost.“

„Gut. Unterdessen die Einschüchterungsversuche für die Markgräfin. Auch dazu bedarf es einer geübten Hand,“ flüsterte der Starost dem Marquis zu.

„Dafür lassen Sie mich sorgen. Der Kaplan wird uns seinen Beistand nicht versagen,“ beruhigte Gravelle. —

Die Verschworenen trennten sich. Wenige Stunden später fuhr ein geschlossener Reisewagen durch das Georgenthor. Der darin sitzende Passagier schien trotz der milden Luft sich fest gegen Witterungseindrücke verwahren zu müssen, denn ein dicker Roquelaure bedeckte seine Gestalt, und seine Reisemütze hatte er bis über die Augen herabgezogen.

Markgräfin Louise war in eine Art von Erstarrung geblieben. Das Geräusch, welches die Abfahrt des Kurfürsten veranlaßte, brachte sie erst wieder einigermaßen zu sich selbst. Fräulein von Groschewska suchte jeden Trostgrund hervor, um die unglückliche Herrin aus den Banden der Verzweiflung zu befreien, welche die Markgräfin möglicherweise zu den gefahrbringendsten Schritten treiben konnte.

Beide Damen glichen verfolgten, von dem Hauptschwarme versprengten Tauben, die sich vor den wiederkehrenden Falken verbergen. Es vergingen peinliche Minuten, Eckert kehrte nicht zurück. Der Brief mußte also nicht gefunden worden sein. Daß aber der Kurfürst ihn noch nicht in Händen hatte, war ebenso klar,

denn sonst hätte eine schnelle Justiz die schönen Mitschuldigen des Pfalzgrafen ereilt.

Von Furcht gepeinigt, theilten Beide sich nur in flüsterndem Tone ihre Vermuthungen mit. Plötzlich rauschte es auf dem Korridor vor der Thür. Es war das Rauschen eines schweren, seidenen Damengewandes. Leise bewegte sich der Thürgriff.

„Wer ist da?“ fragte Fräulein von Groschewska.

„Oeffnen Sie,“ antwortete eine Frauenstimme.

„Himmel! es ist die Kurfürstin, was wird das sein!“ rief die Markgräfin und erhob sich schnell. Schon hatte das Fräulein geöffnet. Sophie Charlotte trat ein.

„Meine armen bleichen Kinder,“ rief die hohe Frau. „Was ist Euch, Louise? so verstört? so zitternd? Setzen Sie sich, meine Schwester. Ihre schönen Hände sind eiskalt.“

Sie drückte die bebende Markgräfin in ein Polster.

„Durchlaucht — Schwester — Freundin,“ stammelte Louise. „Ich habe —“

„Sprechen Sie, was ist geschehen? Hat der häßliche Starost wieder einen Antrag gewagt? Ich habe ihn unten im Saale nicht mehr bemerkt.“

„Nein, theure Durchlaucht, das ist es nicht — *ich* bin — O! ich kann es nicht aussprechen. Es *ist nicht* mir allein zu eigen! es ist ein Geheimniß —“

„Das ich bereits weiß.“

„Sie wissen es!“ schrie Louise sich krampfhaft emporrichtend.

„Beruhigen Sie sich, ich komme Ihnen zu Hülfe. Künftig vorsichtiger sein! Ich habe Sie und unsre gute Kathinka, in der Fensternische stehend, beobachtet. Ich sah das Brandebourg funkeln, ich sah Eure verlegenen

Blicke, Eure Heimlichkeit; dann funkelte das Brandebourg von den Augen des Herrn Eckert, dann wurde dieser Postillon d'amour verlegen, dann zeigte er einen Brief in seinem Probenbuche" —

Die Markgräfin stöhnte.

„Dann," fuhr Sophie Charlotte fort, „sah ich, wie der Brief entwendet wurde" —

„Barmherziger Gott!" riefen beide Damen.

„Dann gelang es mir, jenen Brief wieder zu gewinnen, und endlich — hier ist er."

Die Kurfürstin zog das Schreiben hervor und drückte es der Markgräfin in die Hand. Mit lautem Aufschrei sank Louise an die Brust der Kurfürstin. Fräulein v. Groschewska kniete vor ihr und küßte die Hand der edlen Dame.

„Daß es eine Liebesangelegenheit war, durchschaute ich sogleich," scherzte Sophie Charlotte, „obwohl mir, ich will ehrlich sein, ma tante aus Heidelberg schon wegen des Herrn Eckert einen kleinen Wink gegeben hat. Seid vorsichtig, damit mein Aesop nicht den Berliner Agenten dahin sendet, wo der italienische sich befindet. Morgen wollen wir Eckert von seiner Angst befreien. Heute Nacht mag er sich ängstigen; das wird ihm eine Lehre sein, solche Briefe nicht in Probenbüchern zu cachiren."

Die Markgräfin hatte sich erholt. Das Fräulein zündete eine Kerze an. Louise strich sich die dunkeln Haare aus der Stirn und betrachtete das Schreiben.

„Mein Himmel!" rief sie. „Was ist das? Blutflecke."

„Ja," entgegnete die Kurfürstin. „Ein gutes, braves Blut. O! dieser Brief hat seine kleine histoire secrète.

Aber das ist nun mein Geheimniß, ma chère. Später sollen Sie es erfahren.“ Wieder pochte es leise. Fräulein v. Pöllnitz trat ein.

„Wollen Durchlaucht nicht in Ihr Schlafzimmer zurückkehren? Die Kammerfrau wartet mit dem Nachttrunk. Ich habe Licht in Ihrem Arbeitszimmer angezündet, und man denkt, Ew. Durchlaucht studiren.“ Sophie Charlotte lachte. „Gute Nacht, mein Kind, nur Muth! Es wird doch gelingen. Einem Freier aber müssen Sie angehören. Voila la politique. Gute Nacht!“ Sie küßte die Markgräfin auf die Stirn.

„Wir helfen Alle!“ sagte die Pöllnitz.

„Alle Frauen helfen!“ bestätigte die Kurfürstin. Sie verließ mit der Pöllnitz das Zimmer.

„Ich habe solche Verschwörungen gar zu gern,“ sagte die schöne Hofdame. „Mich hätten sie in Frankreich längst in die Bastille gesteckt.“

Wenige Tage nach den zuletzt erzählten Ereignissen schlenderte der Hauptmann Faviole durch das Georgenthor. Nachdem er eine kleine Strecke fortgeschritten, bog er rechts ab und war bald inmitten einer Art von Dorfstraße, da, wo heutzutage die Frankfurter- und Kaiserstraße sich befinden. Es standen hier nur einzelne Häuser; die weiten, von einander sie trennenden Zwischenräume füllten Gärten und Weinberge aus. Der Hauptmann ging immer der Fortifikationslinie nach, welche sich in der Richtung der heutigen Alexanderstraße hinzog. Als er bis zu der Stelle gekommen war, wo jetzt die Blumenstraße in die Alexanderstraße mündet, schlug er einen, durch die Gärten, Wiesen und

Felder sich hinziehenden Weg ein und gelangte so bis in die Gegend, wo heute die Frankfurter- und Weberstraße zusammentreffen. So lebhaft die Georgen-Vorstadt zu jener Zeit schon war, ebenso einsam erschienen die Gegenden, welche der Hauptmann durchwandelte. Abgesehen von der späten Abendstunde, den langen Schatten, die sich bereits auf Häuser und Gärten lagerten, und den wenigen Menschen, deren man ansichtig wurde, bemächtigte sich eines jeden Spaziergängers ein gewisses Grauen, wenn er mitten aus dieser schweigenden Umgebung einen kleinen Hügel emporsteigen sah, auf welchem das Hochgericht oder der Rabenstein in der ungewissen Abendbeleuchtung sichtbar wurde.

Hauptmann Faviole schien jedoch dadurch gar nicht berührt zu werden. Er setzte seinen Weg fort, pfiff ein leichtes Liedchen und kam endlich auf den sogenannten Heerweg. Hier blieb er vor einem Gartenzaune stehen. Er schaute sich ein wenig um, öffnete dann die Zaunthüre und trat in einen ziemlich dichtbelaubten, mit Büschen und Weinspalieren besetzten Garten.

Am Ende dieses Gartens, weitab von der Heerstraße, stand ein einstöckiges, aber massiv gebautes Haus, dessen Façade, im Geschmack Ludwig's XIV. erbaut, durch ihren frischen Abputz den Beweis lieferte, daß hier vor kurzer Zeit eine Renovirung stattgefunden hatte. — So war es auch. Lange Zeit hatte das einsame Haus verwittert dagestanden, plötzlich ließ der Besitzer es restauriren. — Dieser Besitzer war ein Herr Faust, der vor einigen Monaten auf irgend eine Weise zu Geld gekommen sein mußte, denn er kaufte

ein Grundstück nebenan und ließ, wie gesagt, sein altes Haus renoviren.

Faviole blieb vor dem Hause stehen, klopfte leis an die geschlossenen Fensterladen und wartete. Es dauerte nicht lange, so erschien in der geöffneten Seitenthüre des Hauses, einer Thüre, die fast ganz durch Buschwerk verdeckt wurde, die Gestalt eines bildschönen Mädchens.

Das Mädchen mochte ungefähr 20 Jahre zählen. Sie trug ein sehr kokettes Kleidchen, zierliche Hackenschuhe, eine bebänderte Haube und hielt ein Licht in der Hand.

Um das Erlöschen desselben zu hindern, schützte sie die Flamme mit der Hand und beleuchtete so ihre anmuthige Gestalt.

„Guten Abend, Else,“ sagte Faviole; „schon vor mir angekommen?“

„Ich erwartete Dich, Prosper. Der Vater ist in seinem Zimmer. Komm!“

Faviole folgte dem Mädchen durch einen gepflasterten Gang bis in ein kleines Gemach, vor dessen hohem, holländischem Ofen ein stämmiger Mann, in den Vierziger Jahren stehend, sich eine Thonpfeife anbrannte. „Nun,“ sagte Faviole, „Meister Faust, wie steht's? Alles abgemacht?“

„Alles. Nach 20 Minuten dann kann's mal wieder losgehen. Habe den Tisch im kleinen Saale zurecht gemacht, Lampen angezündet, Else hat für Speis und Trank gesorgt — also flott weg!“

„Bevor ich anderweitig beschäftigt bin,“ sagte Faviole, seinen Degen auf den Tisch werfend, „noch einige Worte wegen der bewußten Angelegenheit. Heut über

acht Tage, also nächsten Dienstag, trifft der unbekannt bleiben wollende Kavalier hier ein. Der Wagen biegt vom Frankfurter Heerwege ab, da wo es nach Landsberg hinausgeht, fährt hinten herum, dann steigt der Herr ab, geht hier in's Haus durch die Hinterthüre und kleidet sich um. Der Wagen fährt um Euer Haus herum und kommt wieder auf dem Frankfurter Heerwege zum Vorschein."

„Hm! hm!" räusperte Herr Faust. „Wenn's nur nicht übel abläuft. Mir kommt die Sache nicht recht richtig vor."

„Possen! Was wir hier alle Abend treiben, ist gefährlicher. Ihr könnt auf mich zählen. Bin ich nicht erklärter Bräutigam Eurer Tochter? Trag' ich nicht meine Haut mit zu Markte?"

„Eben, meine Tochter, Hauptmann — das macht mich bang. Meine Wunde, die ich bei Fehrbellin empfing, hat meiner Tochter die Aufnahme als Kammerjungfer des Fräulein v. Krosigk im kurfürstlichen Schlosse und mir selbst das Haus zins- und schoßfrei verschafft. Wenn's nun anders käme? Denn, daß es eine Hofkabale ist, die Ihr vorhabt, das weiß ich recht gut. Da giebt es ein Zischeln und Tuscheln mit meinem Mädel, die bringt Euch allerlei zu; dann kommt Ihr mit einem vornehmen Herrn, der französisch spricht, seht Euch die Hausgelegenheit an und so weiter. Hauptmann — mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen."

„Sorgt nicht — zum Teufel," lachte Faviole, „ich kenne mein Fahrwasser. Haltet Alles bereit, denn es ist wohl möglich, daß Ihr mich in acht Tagen nicht seht. Wo ist Else?"

„Hier, mein Prosper!“ rief die Kammerjungfer.

„Schatz, jetzt wollen wir plaudern.“ Faviole zog das Mädchen in ein Nebenzimmer. Beide setzten sich. „Hast Du ausgekundschaftet?“ fragte der Hauptmann.

„Allerlei. Wofür wäre man sonst Kammerjungfer im kurfürstlichen Schlosse? Erstens: Der Offizier ist der Lieutenant Hebenstein.“

„Hebenstein von den Gardes du Corps?“

„Derselbe. Er hat Euch alle im Parke gesehen, hat Treillard verfolgt und ist ein Werkzeug des gnädigen Herrn. Noch mehr. Ich glaube Dir mit Bestimmtheit versichern zu können, daß er auf Seite der Kurfürstin steht, die für des Pfalzgrafen Bewerbung ist.“

„Diable!“ rief Faviole. „Aber, woher willst Du das Alles wissen?“

„Höre! Von den Mitwissern der Hofgeheimnisse plaudert Niemand, aber die Mitwisser haben Kammerjungfern, solche, wie ich — verstehst Du? — die plaudern gut, — sehr gut. Solch ein Exemplar hat die Groschewska, Du kennst sie ja. Lolotte, die kleine hübsche Französin, deren Vater bei Rebenac Koch war. Nun die — die hat gehört, gesehen, gesprochen. Grütinger, der alte Schweizertrabant, hat mir die Düjour-Listen verschafft. An dem fraglichen Tage hat nur Lieutenant Hebenstein kurfürstlichen Urlaub gehabt. Die fünf andern Offiziere waren im Dienst. Er ist durch die Dorotheenvorstadt gegangen, ist Abends spät nach Haus gekommen. — Lolotte hat ihn in Lützenberg gesehen, gleich am anderen Tage — dann hat sie ihre Dame und die Markgräfin in einem Gespräche mit Eckert belauscht. Der hat einen Brief abgeben sollen vom Pfalzgrafen, der Brief war verloren. Dann hat

sie die Pöllnitz in heftiger Bewegung mit dem Hebenstein sprechen sehen. Der junge Baron v. Santhier, der als Page den Dienst hatte und sich für Lolotte sehr interessirt — Du verstehst mich — hat ihr gebeichtet, daß Hebenstein beim Kurfürsten gemeldet war, aber nicht gekommen ist. Abends endlich ist die Kurfürstin zur Markgräfin gekommen und hat ihr den verlorenen Brief gebracht. Lolotte hat es selbst gesehen und gehört. Vorher hat ihr die alte Kammerfrau der Kurfürstin gesagt: Im Arbeitszimmer meiner Durchlaucht brennt Licht. Da sollen die Leute denken, sie arbeitet, aber sie wandelt mit der Pöllnitz durch's Haus. Gleich, nachdem die Kurfürstin bei der Markgräfin war, hat Hebenstein Lützenburg verlassen. Lolotte schwebte in Gefahr, entdeckt zu werden, sie ist beinahe zwei Stunden im Alkoven hinter dem Kleiderrechen der Groschewska verborgen gewesen. — Ein Goldröllchen ist draufgegangen, Prosper, aber meine Nachrichten sind gut. Ueberschlage Dir Alles: die Belauschung im Park, die Verfolgung — am andern Tage in Lützenburg, um dem Kurfürsten zu rapportiren — das Alles ist nur Herr v. Hebenstein. Dazu die Briefgeschichte — he? Meinst Du?"

„Ohne Zweifel, ohne Zweifel," bestätigte Faviole heftig im Zimmer auf und niedergehend. „Er ist's. Wie aber kommt er mit des Pfalzgrafen Brief zusammen?"

„Das laß Dich nicht kümmern. Halte Dein Wild fest. Er muß Dir den Weg frei lassen."

„Er muß ihn frei lassen; ich habe mein Wort verpfändet und wenn mir's auch darauf nicht ankommt — die Belohnung — das gute Geld. Doppelte Löh-

nung, dann sagen wir Berlin Adieu. Goldkind — Elschen, Du bist eine Perle — aber schweige. Unser Glück liegt auf Deiner Zungenspitze, schnelle es nicht fort. — Apropros! wird Lolotte weiteren Bericht erstatten?"

„Gewiß. Ich habe gleich mit ihr gesprochen, ihr sofort eröffnet und zwar ohne alle Umschweife, daß wir von ihr eine Spionage wünschen, da sie ja bei der Groschewska sei und um das Heirathsprojekt wisse. Sie willigt ein, und so ist's gut. — Ich hab' heut Urlaub, da ich vorgeschützt, mein Vater sei krank. Lolotte versieht meinen Dienst. Sie ist ein lustiges Mädel."

„Nicht besser, als Du, Else. Du wetteiferst mit jeder Französin."

„Schön Dank, Prosper. Ich war fünf Jahre in Dresden. Da lernen sie Einem allerlei."

„Jetzt gilt es, Hebenstein zu beseitigen. Aber wie?" Unwillkürlich fuhr Faviole mit der Hand an sein leeres Degengehenk. — Es tönte schwach eine kleine Hausglocke.

„Gäste!" rief Elise aufspringend und aus dem Zimmer eilend.

Faviole blieb noch einige Augenblicke im Nachdenken versunken.

„Paßt Alles nicht — Alles nicht —" murmelte er kopfschüttelnd. Dann verließ er das Zimmer und schritt über den Gang zu einem, am Ende desselben liegenden Gemache des einsamen Hauses.

Mit raschem Druck öffnete er die Thüre. Lichtglanz strahlte entgegen. Der Saal, oder vielmehr der Salon, ward durch zwei, von der Decke herabhängende Kronleuchter erhellt. Inmitten des sorgfältig geschlosse-

nen Raumes befand sich ein langer, von dickem rothem Teppichzeuge bedeckter Tisch. Stühle standen um denselben. An der, den Fenstern gegenüberliegenden Wand war eine Art von Büffet errichtet und mit verschiedenen Speisen und Weinkrügen besetzt. Auf dem Tische standen eine kleine hölzerne und eine größere eiserne, mit Vorlegeschlössern versehene Kassette.

Die Gesellschaft, welche sich eingefunden hatte, gehörte verschiedenen Ständen an und bestand ungefähr aus fünfzehn bis zwanzig Personen. Vorwiegend war die Anzahl von Offizieren, doch befanden sich auch einige bürgerliche Mitglieder darunter, deren Physiognomien gerade nicht der Stempel des Geistes aufgeprägt war. — Zwei oder drei der Anwesenden zeigten dagegen zwar schöne doch wahrhaft konfiscirte Gesichter, und diese Gesellschaftsglieder schienen auch besonders befreundet mit Faviole, dem sie sogleich bei seinem Eintritte bedeutende Blicke zuwarfen.

Der Hauptmann begrüßte in einer fast herablassenden Weise die Herren, ließ sich zwei Fremde vorstellen und ging dann an den bedeckten Tisch, während die Gesellschaft sich mit dem Inhalte der auf dem Büffet stehenden Krüge und Schüsseln bekannt machte.

Nachdem dies eine Zeitlang gedauert, klopfte Faviole auf den Deckel der Holzkassette, und schnell trat die Gesellschaft zu dem Tische; hier hatte Faviole unterdessen die eiserne Kassette geöffnet und einen ansehnlichen Vorrath an baarem Gelde auf dem Tische ausbreitet. Hauptmann Faviole war ganz einfach Banquier einer Hazardspielergesellschaft.

Das Spiel, welches hier mit besonderer Leidenschaftlichkeit gespielt wurde, war das sogenannte „englisch

Eichenspiel", eine Art von Faro. Es ist bemerkenswerth, daß zu jener Zeit in Berlin eine große Spielwuth herrschte. Schon während der letzten Lebensjahre des großen Kurfürsten fahndete die Polizei auf gewerbsmäßige Spieler, deren sich eine bedeutende Anzahl in Berlin und im Norden Deutschlands umhertrieb. Ein Kapitän der Garde war im vergangenen Jahre um zwölfhundert Thaler durch einen falschen Spieler gebrandschatzt worden. —

Da im Verlaufe dieser Erzählung der Schauplatz derselben bald wieder das zweideutige Haus und der Spielsaal des Herrn Faust sein werden, so wollen wir jetzt nur bemerken, daß das Spiel seinen Anfang nahm, und daß sein Verlauf so war, wie der aller Hazardspiele — eine oder zwei Personen bezahlten die Zeche, Faviole rupfte seine Vögel mit eisiger Ruhe. — Nur zum Schlusse der Sitzung, also etwa gegen 3 Uhr Morgens, ereignete sich ein besonderer Vorfall. Einer der Gerupften, ein Mann von denen mit geistloser Physiognomie, wurde sehr erregt. Das heißt, er beklagte bitter den erlittenen Verlust und zwar in so heftiger Weise, daß die Gesellschaft Alles aufbieten mußte, um ihn zu beschwichtigen. Dies gelang endlich, aber der Unglückliche warf sich fast ohnmächtig in einen Sessel. Diesen Moment einer Art von Apathie benutzten die übrigen Spieler und drückten sich leise, Einer nach dem Andern, zum Zimmer hinaus.

Faviole und der Verlierer blieben allein. — Nachdem der Hauptmann schnell sein Geld in die Kassette geworfen und diese verschlossen hatte, trat er zu dem Sitzenden.

„Mein Herr,“ redete er ihn an. „Mein Herr. Sie vergessen das Nachhausegehen.“

„O Himmel,“ stöhnte der junge Mann. „Mein Nachhausegehen wird schrecklich werden. Mein Geld, mein Geld!“

„Wenn Sie so sehr in Verzweiflung über Verluste gerathen können, so mußten Sie überhaupt nicht spielen. Ihr Geld ist Ihnen ehrlich abgenommen worden.“

„Ja,“ schrie der Spieler, „vielleicht ehrlich abgenommen, aber nicht so ehrlich von mir verspielt.“

„Mein Herr.“

„Nein, nein, Herr Hauptmann. Hören Sie, erbarmen Sie sich meiner! Die Summe, die ich verspielt, gehörte mir nicht, es war das Geld meines Prinzipals. Ich hatte Zahlung für ihn zu leisten. Der lüderliche Herr v. Ripperda verleitete mich, mit hierherzugehen. — Morgen bin ich ein verlorener Mensch.“

„Diable,“ rief Faviole, „das kann schlimm werden. Wer — sind Sie doch?“ —

„Mein Name ist Heinrich Körner.“

„Kaufmann?“

„Ja. Im Geschäft des Herrn Eckert.“

„In wessen?“ rief Faviole laut, dicht an den jungen Mann herantretend.

„Im Geschäft des Herrn Eckert!“

„So — so —, und wie kommen Sie zu der Bekanntschaft des Herrn v. Ripperda,“ fragte Faviole gespannt horchend.

„Er kommt oft in das Geschäft meines Prinzipals. Dann aber lernte ich ihn näher kennen beim Herrn v. Hebenstein.“

„Ha! —“ fuhr Faviole heraus, „bei Hebenstein? Sie kennen den auch — wo — wie?“ —

Schon zuckten verschiedene Pläne durch den Kopf des Franzosen.

„Auf die einfachste Weise von der Welt. Er wohnt im Hause Eckerts, meines Prinzipals. Ich besorge mancherlei kleine Geschäfte für den Lieutenant.“

Faviole wurde nachdenkend. Nach einer langen Pause trat er wieder zu Körner. „Junger Mann,“ sagte er, „Ihr Schicksal ist in meiner Hand. Wollen Sie versprechen, mir unbedingt zu gehorchen, so sollen Sie gerettet werden. Denken Sie nicht, mich etwa in Ungelegenheiten bringen zu können. Das schlimmste Schicksal würden Sie erleiden. — Ich weiß, wo ich Schutz zu suchen habe. Geben Sie Acht! — Es liegt mir daran, hier — an dieser Stelle, die Bekanntschaft des Herrn v. Hebenstein zu machen. Wollen Sie mir dazu verhelfen?“

„Wenn es irgendwie in meinen Kräften steht — gewiß“.

„Gut also. Hebenstein schenkt Ihnen Zutrauen. Sie werden ihn überreden, hierher zu kommen. Natülich wird er sich weigern, dann zeigen Sie ihm dieses.“ —

Faviole nahm einen kleinen Fetzen Papier und schrieb auf demselben die, anscheinend von einem Briefe abgerissenen Worte: c'est le valet de chambre du Prince Jacques, qui donnera le sign — —. Sie sagen dabei, Sie hätten eine Unterredung belauscht; in derselben sei Hebensteins Name genannt worden. Diese Unterredung habe stattgefunden zwischen mir, Faviole,

und dem Starosten Bielinski — verstanden? Merken Sie sich den Namen —."

„Der Starost ist mir bekannt."

„Tant mieux. Nach der Unterredung hätte ich einen Zettel zerrissen, von dem Sie hier dieses Stückchen aufgelesen. Gemerkt? Dann machen Sie einige Reden, daß nach Ihrer Ansicht in diesem Hause etwas Besonderes vorgehen werde, daß Hebenstein dabei betheiligt sei, und daß Sie es für Pflicht gehalten, ihn darauf aufmerksam zu machen. Wollen Sie das thun?"

„Ich will — ich muß," ächzte Körner. „Ahnt mir gleichwohl, daß ich zu einer schlimmen Sache die Hand bieten soll. Ich muß — aber —?"

„Kein Aber. Hüten Sie sich auch, mich zu hintergehen, ich würde Sie zu finden wissen," sagte der Franzose mit drohender Stimme. „Und das Alles muß vor Ablauf nächster Woche geschehen. Die Zeit drängt, Verrath wäre Ihr Unglück."

„Fürchten Sie Nichts. Ich bin in Ihren Händen. Nicht wahr, es geht dem Herrn v. Hebenstein doch nicht an's Leben?"

„Possen. Sie können dabei sein, wenn Sie wollen. Theilen Sie ihm mit, daß und wo Sie gespielt haben — führen Sie ihn hier her. Also Alles abgemacht?"

„Ja."

„Allons donc. Wieviel haben Sie verspielt?"

„Einhundert Dukaten," stöhnte Körner.

Faviole ging zum Tische, öffnete die Kassette und zählte 100 Stück Dukaten ab.

„Hier ist Ihr Verlust."

„Else!" rief er zur Thür hinaus, „bring Deines Vaters Dintenstecher, Feder und Papier."

Else brachte Alles. Als sie Körner erblickte zuckte sie leicht zusammen. Ihre Bewegung entging Faviole nicht; er schrieb schnell einige Zeilen auf das Papier.

„Unterschreiben Sie diesen Schuldschein über Einhundert Dukaten.“ —

Körner unterschrieb.

„Wenn Sie die Sache gut machen, tilge ich Ihre Schuld. Hier nehmen Sie den kleinen Zettel. Adieu. Vergessen Sie nicht, mir genau den Tag anzugeben, wann Sie mit unserem Freunde im Cercle erscheinen. Nach 10 Uhr Abends bin ich stets hier. Adieu. Hüten Sie sich.“

Krampfhaft packte Körner das Geld zusammen, schob es mit dem Zettel in seine Tasche und wankte, von Else geführt, durch die Gänge zum Hause hinaus.

Das Mädchen kehrte zu Faviole zurück, der während dessen zwei kleine Briefchen geschrieben und gesiegelt hatte.

„Else,“ sagte der Franzose, „Du zucktest, als Du den jungen Mann erblicktest. Was ist das?“

„Ich kenne ihn. Es ist der Sohn des kurfürstlichen Lakaien Körner.“

„Hat er Dich erkannt?“

„Ich glaube nicht.“

„Desto besser. Es wäre sonst gefährlich.“

„Was willst Du mit ihm?“

Faviole theilte dem Mädchen mit, was er für Absichten mit Körner habe.

„Gütiger Himmel!“ rief Else. „Du meinst, Hebenstein wird kommen?“

„Er kommt. Er ist viel zu begierig und zu keck, als daß er die Gelegenheit vorüberlassen sollte, um hier

Entdeckungen zu machen. Gerade mein Name reizt ihn. Körner's Unbefangenheit, sein Fernestehen von der Intrigue machen ihn sicher. Der Zettel thut das Uebrige, denn Niemand weiß um die Sache. Wie käme ein Komtoirist in den Besitz des Geheimnisses als durch einen Zufall."

„Prosper! wenn er Deinen Namen, diesen Schlupfwinkel erfährt, wird er nicht sogleich dem Kurfürsten Anzeige machen? Dich verhaften lassen?"

„Ma chère, ganz genau kennst Du doch den Gang solcher Dinge nicht. Ich frage Dich: Könnten wir nicht eben so gut dem Kurfürsten Anzeige von dem Briefe des Pfalzgrafen, von Eckert's Agentur und Hebenstein's Versäumniß machen? Wir thun es aber nicht, weil der Zeitpunkt nicht der richtige ist. Je mehr Entdeckungen, desto sicherer ist das Gelingen. Erst in's Garn laufen lassen, sicher machen. Ha! ha! ich sehe mich schon als Kammerherrn am Hofe zu Warschau mit der großen Reiherfeder auf der Mütze — n'est ce pas, petite?"

„Wenn's nur gut abläuft!" warf Else ein.

„Warum sollte es nicht? ich habe mich gut vorgesehen. Nun adieu, mein Schatz. Du wirst es nicht bereuen, Dich mit mir verbunden zu haben. Gieb genau Acht auf Alles."

Faviole schloß die Kassette und übergab sie Else. Dann löschten Beide die Lampen und gingen aus dem Zimmer. Sie durchschritten eine Stube mit Alkoven, hinter dessen geschlossenen Gardinen hervor das Schnarchen des Herrn Faust dröhnte. Faviole ging durch eine Hinterthür in den Hof. Else begleitete ihn. Es war bereits heller Tag. Bauernweiber, die ihre Milch-

karren zur Stadt führten, Lastwagen und Träger bewegten sich auf der Frankfurter Heerstraße.

„Prosper," sagte Else, „noch eine Frage. Was willst Du dem Lieutenant anthun, wenn er hierherkommt?"

„Meine Sache. Ich steh' für Alles. Unsere Zukunft — bedenk', das ist die Parole."

Er küßte das Mädchen flüchtig und verließ den Hof, einen Weg einschlagend, der durch die Felder und Gärten ihn bis zum Stralower Thore führte.

Er ging, die Straßen schnell durcheilend, bis zum Hôtel der französischen Gesandtschaft. Sein starkes Klingeln weckte den noch schlummernden Schweizer, dem nach seinem Erscheinen Faviole einen Brief an den Gesandten einhändigte, mit dem Bemerken: das Schreiben sogleich abzugeben. Dann eilte er weiter.

Sobald sich der Marquis Gravelle aus den Federn erhoben hatte, überreichte ihm der die Chokolade bringende Diener den Brief; der Marquis erbrach ihn; er enthielt eine an Bielinski adressirte Einlage und außerdem nur die Worte: Notre bête donne dans le panneau. F. —

Die von Faviole abgegebenen Briefe mußten von großem Interesse für die Empfänger sein, denn noch an demselben Tage erhielt der Hauptmann Befehl, vor den beiden Herren erscheinen. Er stattete hier Bericht über seine Unternehmung ab und erfuhr zugleich, daß die Ankunft des Prinzen Jakob bestimmt am nächsten Dienstage erfolgen werde. Faviole war in einiger Unruhe. Er betrachtete als das Haupthinderniß der Unternehmung den Lieutenant v. Hebenstein und erwartete sehnsüchtig den Bescheid des jungen Körner,

wann der Lieutenant sich zu dem Spielklub einfinden würde. Für den Fall der Anwesenheit Hebenstein's hatte Faviole bereits seinen Plan gemacht, nur war er auch hier auf ein Hinderniß gerathen; der Marquis Gravelle hatte ihm nämlich vor Allem zu bedenken gegeben, daß ein etwaiger blutiger Zusammenstoß sehr schlimme Folgen haben könne, denn wenn auch der Gesandte ihm, dem Hauptmanne, Schutz zugesagt, so sei es doch sehr wahrscheinlich, daß durch den Skandal die ganze Unternehmung gestört und Faviole, im besten Falle, um seinen reichlichen Lohn kommen werde. Außerdem war das Erscheinen des Lieutenants überhaupt noch ungewiß; verschwinden mußte er so lange, bis der Prinz mit seiner Heiraths-Angelegenheit im Reinen war, die Frage war nur wie?

Mit um so größerer Freude erblickte daher der Hauptmann am Sonnabend in der Dämmerungsstunde einen auf das Haus des Herrn Faust zuschreitenden Mann, in welchem er sofort den jungen Körner erkannte. Faviole winkte ihm zu, trat in den Garten und nicht lange darauf erschien auch Körner.

„Fassen Sie sich kurz," sagte Faviole, „er kommt?"

„Ja. Sie hatten richtig geschlossen. Kaum hatte ich Ihren Zettel gezeigt, so lächelte er und schien hocherfreut. Führen Sie mich ein, Körner, rief er. Ich brenne darauf, die interessante Gesellschaft kennen zu lernen, namentlich den Hauptmann. Herr v. Hebenstein scheint mir ganz arglos. Er freut sich Ihre Bekanntschaft zu machen."

Ein freudiges Lächeln zuckte über Faviole's Gesicht.

„Ich freue mich auch auf die seinige," erwiederte

er kurz. „Nun aber die Hauptsache: Wann werden Sie ihn zuführen?"

„In den nächsten zwei Tagen ist es unmöglich. Herr v. Hebenstein wird am Dienstag Abend erscheinen."

„Teufel," rief Faviole, seine Stirne in Falten ziehend; „das nenne ich Unglück. Dienstag — —" Er murmelte vor sich hin und schien zu überlegen. „Gut. Meinetwegen denn. Kommen Sie am Dienstag Abend mit ihm hierher. Um neun Uhr, aber pünktlich. Weshalb glauben Sie, daß es früher als am bezeichneten Tage unmöglich ist?"

„Weil ich nie zugeben werde, daß Herr v. Hebenstein ohne mich Ihren Salon besucht, Herr v. Faviole, und weil ich in den nächsten Tagen verhindert bin, ihn zu begleiten," sagte Körner mit fester Stimme.

Faviole sah ihn mißtrauisch von der Seite an.

„Meinetwegen," sagte er. „Nehmen Sie sich in Acht. Sie schweben noch in Gefahr, ich habe Ihre Verschreibung. Indessen, es ist ja nichts Gefährliches. Ich empfehle Ihnen aber Schweigen; Sie sind hineingezogen in eine Sache, die uns Allen den Hals brechen kann, das bedenken Sie und kommen Sie nicht etwa auf den Gedanken, eine chevaleresque Handlung ausüben zu wollen, falls sich Einiges ereignen sollte."

„Mein Himmel, Sie werden doch nicht? — —"

„Meine Sache, lieber Herr. Nun Gott befohlen. Ich erwarte Sie am Dienstage Punkt 9 Uhr mit Ihrem Freunde bei mir zu einer Spiel-Partie."

Körner verließ den Garten in großer Aufregung. Faviole ging in das Haus. Er grüßte flüchtig eine

im Flure beschäftigte Magd, klopfte an Herrn Faust's Zimmer und öffnete dann die Thür.

„Ihr hier, Hauptmann?" rief der Alte erstaunt, „ich glaubte Euch in acht Tagen erst wieder zu sehen."

„Es gilt schnell zu handeln," entgegnete Faviole. „Zeigt Euch nur nicht ängstlich, denn ich sage Euch, Ihr habt Nichts zu fürchten; was wir thun, geschieht in hohem Auftrage. Ist Else noch nicht hier? ich erwarte sie."

„Sie wollte um acht Uhr einen Augenblick herankommen."

„Warten wir! Jetzt laßt uns ein Wort mit einander sprechen. Das einfenstrige Zimmer nach hinten heraus hat eiserne Gitter."

„Ja."

„Wie viel Eingänge?"

„Zwei. Einen vom Korridor aus; der andere ist unbequemer, denn man kommt zu ihm von meinem Holzkeller, es ist eine Klappe im Fußboden."

„Gut. Vor dem Eingang zu dem Zimmer wird der Korridor durch ein Gitter geschlossen. Das Schloß daran ist in gutem Zustande."

„Vollkommen."

„Von heute Abend an muß in dem Zimmer Licht brennen, die Laden müssen fest geschlossen werden. Ferner laßt Euren großen Heuwagen dicht vor das Fenster des Zimmers ziehen, damit vom Hofe aus Niemand zum Fenster kommen kann. Stopft den Wagen voll Heu, wenn's angeht und laßt den Kellerschlüssel nicht aus der Hand. Still — da ist Jemand am Fenster."

Faust sah durch den Laden.

„Es ist Else,“ sagte er.

Nicht lange währte es, so hüpfte die Zofe in das Gemach.

„Papa, mein Prosper, guten Abend.“

„Nun, nichts Neues?“

„Nur das Eine: die Markgräfin Louise ist auf Mittwoch nach Potsdam zur alten Kurfürstin beschieden. Sie glaubt, wie mir Lolotte sagt, es habe die Einladung etwas Wichtiges zu bedeuten.“

„Mittwoch,“ entgegnete Faviole, „das heißt mit andern Worten: Wir müssen Dienstag die Sache in Gang gebracht haben.“

„Es bleibt bei Dienstag?“

„Ja, Else. Weißt Du, daß Hebenstein kommt?“

„Er wird kommen?“ schrie das Mädchen. „Nicht möglich!“

„Du siehst, ich hatte recht geschlossen. Aber die Zeit ist schlecht gewählt. Auch er kommt Dienstag — der Prinz ebenfalls — Mittwoch die Fahrt der Markgräfin nach Potsdam. Diable — das wird ein schwerer Tag. Indessen müssen wir den Prinzen empfangen, ihn nach Berlin bringen und den Andern verschwinden lassen. Es hilft Nichts.“ Er zog das Mädchen in die Ecke. „Ich habe mit dem Alten Alles verabredet. Um was es sich handelt, weiß er nicht. Du mußt Dienstag Abend hier sein. Entferne die Dienstboten aus der Nähe des Saales, halte Schildwacht vor der Thür und lege ein wenig Verbandzeug zur Hand.“

„Mein Himmel, wozu das? Es wird doch nicht so arge Händel setzen?“

„Man kann nicht wissen. Das Zimmer im ersten Stock bleibt für den Prinzen, das Hinterzimmer über=

läßt Dein Vater mir. Um neun Uhr kommt Hebenstein, um zwölf Uhr langt der Prinz hier beim Hause an, wir haben also zwei Stunden Zeit um Alles zu ordnen."

„Mir wird ein wenig bange, Prosper."

„Pah! es ist bald vorüber."

Er grüßte den Alten und ging mit dem Mädchen aus dem Zimmer.

„Else," sagte er, „lege auch einige Stricke bereit, wir könnten sie brauchen."

„Gut, Prosper. Bleibst Du im Hause, während der Prinz ankommt?"

„Ich bleibe, wenn hier Alles gut abläuft. Der Starost und sein Joseph werden ihren Prinzen empfangen; auf der Landstraße erwarten sie ihn, dann kommt er hier in's Haus. Noch eins. Das Packet, welches ich morgen sende, soll Dein Vater in das Zimmer des ersten Stockes legen. Es ist eine Bedientenlivree. — Verstanden? Dienstag Abend, Schatz, sehen wir uns."

„Adieu, Prosper! Dienstag Abend."

Sie trennten sich. —

Um jene Stunde verließen mehrere Kavaliere das Gemach des Kurfürsten Friedrich. Der Oberhofmeister v. Grumbkow war einer der Letzten. Man hatte wegen des neuen Hofstaates conferirt.

„Grumbkow," rief der Kurfürst, „noch einen Augenblick."

Der Oberhofmeister kehrte schnell zurück.

„Eine Neuigkeit. Heut Nachmittag hat Hebenstein sich Urlaub von mir erbeten. Er gedenkt in den nächsten Tagen einen Fang zu thun. Die Intrigue der Freier der Markgräfin geht ihren Gang und soll in Berlin

zur Entfaltung kommen, man will den Prinzen Jakob hier einschmuggeln, aber es soll nicht gelingen, ihn zu verbergen. Per diu! ich fange mich an zu amüsiren bei der Geschichte.“ —

Während dieses im Kabinet des Füxsten vorging, trat die Markgräfin Louise zitternd in das Gemach der Kurfürstin.

„Durchlaucht,“ sprach sie, „ich habe gestern eine Einladung erhalten, die mich beunruhigt.“

„Nun, nun, schönes Weiblein,“ lachte die Kurfürstin, „was sollte es denn so Gefährliches sein?“

„Die Kurfürstin Wittwe hat mich auf nächsten Mittwoch nach Potsdam geladen. Sie verlangt dringend, mich zu sprechen und bittet, Aufsehen zu vermeiden.“

„Hm,“ sagte Sophie Charlotte nachdenkend; „das sieht nach Etwas aus. Ich halte die alte Dame nicht für so schlimm als die böse Welt; sie ist auch fast vergessen — aber daß sie Euch, meine Schwester — jetzt, gerade jetzt zu sprechen begehrt, das ist auffällig. Sie hat ihr Lebenlang gern intriguirt.“

„Soll ich fahren, Durchlaucht?“

„Sie müssen, mein Kind.“

„Mir ist zu bang, wenn ich an die alte Kurfürstin denke. Meine Freude über das von Durchlaucht gerettete Schreiben wird dadurch getrübt.“

„Und was enthielt eigentlich der bewußte Brief?“

„Der Pfalzgraf kommt nach Berlin und will mich um jeden Preis die Seine nennen,“ flüsterte die Markgräfin der Kurfürstin in's Ohr.

„Ich muß Hebenstein sprechen,“ sagte Sophie Charlotte zu sich selber, indem sie die schöne Schwägerin umarmte. —

Der von den verschiedenen Personen mit ebenso verschiedenen Empfindungen erwartete Dienstag Abend brach endlich herein. — Ein feiner Sprühregen hatte das Haus des Herrn Faust und seine Umgebung in eine Art beweglichen Schleiers gehüllt. Die Personen und Gegenstände, welche sich auf der Heerstraße bewegten oder dicht an derselben standen, konnten nur aus unmittelbarer Nähe erkannt werden, und trotz der vorgerückten Jahreszeit war es gerade kein Abend, der zu Ausflügen in die Umgegend Berlins einlud, da obenein die Wege ziemlich durchweicht und schlecht zu passiren waren.

Dessenungeachtet ritten zwei Reiter den Frankfurter Heerweg entlang und zwar in einer Art und Weise, daß es jedem Beobachter gewiß auffällig geworden wäre, denn Beide kamen stets nur bis in die Gegend, wo heutzutage sich das Vergnügungslokal, „Die neue Welt" genannt, befindet, dann lenkten sie wieder um, hielten einige Minuten inmitten der Straße und kehrten zu ihrem Ausgangspunkte zurück. Es war augenscheinlich, daß die Reiter Jemanden erwarteten. Beide waren in leichte Regenmäntel gehüllt und trugen breitkrempige Hüte, sie wichen jedem Fuhrwerke, welches zur Zeit die Straße passirte, sorgfältig aus und ritten sogar zuweilen in eines der kleinen Fichtengehölze hinein, deren es hie und da zu beiden Seiten der Landstraße gab. — Hinter dieser Art von Vedette lag das Haus des Herrn Faust. —

Zu derselben Zeit, wo die Reiter ihre Rekognoszirung des Weges begannen, brannten die Lichter in dem Spielsalon des Hauptmanns bereits lustig. Herr Faust hatte sich schon in sein Zimmer zurückgezogen,

auf dem vor ihm stehenden Tische lagen mehrere Schlüssel und ein starker Knebel, zum Verrammeln einer Thür hergerichtet.

Fräulein Else hatte sich in der Küche postirt, deren Fenster auf den Hof hinausgingen und von denen aus sie das ganze Terrain überschauen konnte. Die alte Magd und der Knecht waren am Morgen mit der Wochenkutsche nach Bernau befördert, woselbst Herr Faust Einkäufe gemacht hatte, welche seine Abgesandten in Empfang nehmen sollten. — Das ganze Haus lag also in tiefem Schweigen. — Ein Heuwagen, der trotz des Regens vollgepackt auf dem Hofe stand, hinderte den Anblick eines vergitterten Fensters, hinter dessen Laden Licht brannte, und fast schien es, als liege ein Kranker in jenem Zimmer, so absichtlich war jeder etwaigen Störung vorgebeugt.

Die Personen, welche um die neunte Stunde im Salon versammelt waren, gehörten offenbar zu den Helfershelfern des Herrn v. Faviole. Er selbst befand sich unter ihnen und schien ein wenig erregt. Es waren jedoch keine fremde oder nicht zur Gesellschaft gehörige Persönlichkeiten zu erblicken, vielmehr war es ganz klar, daß die Versammlung nur aus Eingeweihten, aus Wissenden des Ordens bestand. Man zählte mit Einschluß Faviole's acht Personen, und jede derselben hatte eine mehr oder minder bedeutende Rolle in dem bevorstehenden Stückchen zu spielen. Demgemäß verhandelte Faviole auch ohne Rückhalt mit ihnen.

„Wilhelm," redete er den Einen an, „Sie werden also genau Acht haben. Wenn ich ausfalle mit dem Degen, so schließen Sie sogleich die Thüre. Sie, Lamelle, nehmen den Kaufmann auf sich, zeigen Sie

ihm die Pistole. Renard und der dicke Karl schleppen den Lieutenant schnell in das Zimmer; vermeidet jede Gewaltthat, so lange es angeht, nur im äußersten Nothfalle schlagt zu, auch das mit Vorsicht, den coup hollandais, wohlverstanden — der nur betäubt."

„Wäre es nicht besser, wir nehmen ein so oft angewendetes Mittel in Gebrauch," warf der Lamelle Genannte ein, „und suchten den Officier durch einige Narkotika zu betäuben."

„Der Fall ist vorgesehen," entgegnete Faviole. „Achten Sie Alle darauf: diese Flasche aus venezianischem Glase enthält den betäubenden Wein. Dem Lieutenant und dem Kaufmann wird daraus eingeschenkt, doch ist es überflüssige Vorrichtung. Er wird nicht trinken, er ist zu mißtrauisch. Nur Gewalt kann helfen. Haben Sie den Sack unter Ihrem Stuhle, Renard?"

„Ja, Hauptmann."

„Gut so. Diejenigen, welche nicht bei der Aktion betheiligt sind, eilen sogleich hinaus. Einer postirt sich auf dem Hofe, der Andere im Garten."

In diesem Augenblicke schallte ein starkes Pochen durch das stille Haus.

„Ruhe," flüsterte Faviole, „sie sind es. Unterhaltet Euch so unbefangen als möglich."

Er ging über den Korridor und öffnete die Hausthüre.

Es waren Hebenstein und dessen Begleiter der Kaufmann Körner. Auf dem matt erleuchteten Flure stellte Körner den Lieutenant und Faviole einander vor.

Letzterer sprach seine Freude aus, den Officier, den Kameraden hier zu sehen und führte ihn in den Salon. Die anwesenden Herren waren Hebenstein natürlicherweise unbekannt, sie führten aber Alle so schöne Namen,

ihre Kleidung, ihr Wesen waren so liederlich nobel, daß man wohl getäuscht werden und sich unter Roués vom reinsten Wasser glauben konnte. Hebenstein ließ sich jedoch nicht täuschen. Er glaubte bereits einige Gesichter da oder dort gesehen zu haben, namentlich erschienen ihm die edeln Züge der Herren Lamelle und Renard sehr bekannt, und obgleich die Träger derselben ihm unter falschen, hochtönenden Namen, „als anwesende Ausländer“ vorgestellt waren, schwebte ihm doch eine früher bemerkte Anwesenheit jener Fremden im Hôtel der französischen Gesandtschaft vor.

Körner kam aus seiner Todesangst nicht heraus. Er warf scheue Blicke umher und glaubte jeden Augenblick aus irgend einem Winkel des Salons das Verderben hervorstürzen zu sehen. Die funkelnden Augen Faviole's sprachen jedoch so deutlich zu ihm, daß er jede Regung schnell unterdrückte.

„Wollen Sie ablegen, meine Herren?“ fragte Faviole, „hierhin die Hüte, dort die Degen.“

„Verzeihung,“ erwiderte Hebenstein, „meinen Degen behalte ich immer bei mir, ich bin es so gewöhnt.“

„Wie Sie wollen, mein Lieutenant. Mir ist er hinderlich beim Spiele. Aber er hängt stets an der Stuhllehne. Wenn es gefällig ist, beginnen wir das Spiel.“

Man setzte sich. Faviole legte Geld aus.

„Wie hoch spielen die Herren?“ fragte Hebenstein.

„Die Eichel um einen Dukaten.“

„Mir recht.“

Hebenstein zog seine Börse. Faviole rückte den Sessel zurecht, mischte die Karten, ließ abheben und zog dann ab. Namentlich schien Körner sehr im Gewinne

zu sein. Hebenstein folgte dem Spiele nur mit halben Gedanken. Er blickte von Zeit zu Zeit verstohlen um sich. Nichts Verdächtiges zeigte sich.

Nachdem man eine ziemlich bedeutende Anzahl Taillen abgezogen hatte, machte Faviole den Vorschlag, eine kleine Kollation zu sich zu nehmen. Das Buffet war mit Speisen und Getränken der verschiedensten Art besetzt. Der Hauptmann offerirte dem Lieutenant ein Glas Wein. Hebenstein lehnte es dankend ab. Die Gesellschaftsglieder warfen sich bedeutungsvolle Blicke unter einander zu. Hebenstein beschloß, zum Angriff überzugehen.

„Sie scheinen, Herr Hauptmann,“ begann er, „in diesem Hause wie in Ihrem Eigenthum zu sein?“

„Halb und halb ist es so. Der Besitzer ist mir gewissermaßen verpflichtet und zwar durch meine ihm gewordene Verwendung.“

„Sie haben seit längerer Zeit bereits hier noble Zusammenkünfte wie die heutige?“

„Darauf, Herr Lieutenant, wird mir erlaubt sein zu schweigen.“

„Weshalb? es geschieht doch nicht mit Bewilligung der Behörde und wenn man sich zusammenfindet, um noble Passions frei walten zu lassen, so setze ich voraus, daß alle Mitglieder der Gesellschaft das Geheimniß zu ehren wissen.“

„Man sollte das voraussetzen, Herr v. Hebenstein. Indessen hat man Beispiele genug, daß sich selbst Kavaliere in Kreise, wie der unsrige einer ist, geschlichen haben, um zu denunziren.“

Faviole betonte die letzten Worte auffallend.

„Sie scherzen, Herr Hauptmann. Wie, es handelt

sich um Geld bei ehrlichem Spiele und man könnte die Leute verrathen, denen gegenüber gewisse Verpflichtungen vorhanden sind, denn sie wagen doch ihr Geld ebenso gut als wir das unsrige."

„Ueber Spiele herrschen verschiedene Ansichten."

„Aber doch erklärt man die Schulden des Spiels für heilig. Vielleicht führen zuweilen die Meinungsverschiedenheiten zu Reibungen. Da kann's denn freilich oft scharf hergehen."

„Selten, Herr Lieutenant. Doch kommt es wohl vor."

„Nun, auch dafür ist dieses Haus wie gemacht. Man hört außen wohl kaum einen Schrei, Stampfen oder Degengeklirr?"

„Kaum."

„Das ist gut für Ehrenhändel. Es wäre auch zu brauchen für zärtliche Zusammenkünfte."

„Auch dafür."

„Ja, wissen Sie, daß es sogar bedeutenden politischen Intriguen als Ausgangspunkt dienen könnte?. Diese Abgelegenheit, diese Stille. Ha! ha! ha!" lachte der Lieutenant.

Faviole war einen Augenblick verdutzt. Er wußte sich das Verfahren des Offiziers nicht zu deuten; es erschien ihm sehr plump; denn Hebenstein gab ganz deutlich zu verstehen, daß die Handtierung des Hauptmanns ihm bekannt sei, und die Erwähnung der politischen Intriguen schien nicht nur eine Anspielung, sondern eine Art von Anklage. Wollte aber der Lieutenant Etwas herausbekommen, so war das Verfahren unbesonnen, denn Faviole mußte nothwendigerweise doppelt vorsichtig werden. Es blieb nur die Vermu-

thung, daß Körner doch eine zweideutige Rolle gespielt und Hebenstein alle Vorkehrungen getroffen habe, falls das Abenteuer ungünstig für ihn ausfallen sollte. Darauf hin mußte aber Etwas gewagt werden.

Nachdem man so hin und her geplaudert hatte, der Lieutenant auch wohl einsah, daß er vorläufig nichts herausbringen werde, setzte man sich wieder zum Spiele. Die Karten wurden gewendet, die Geldstücke klapperten. — Es schlug eilf Uhr.

Faviole, der seine Stelle als Banquier an Lamelle abgetreten hatte, pointirte und verlor.

„Ich habe Unglück auf diesem Platz," sagte er ärgerlich, „ich will wechseln."

„So nehmen Sie den Meinigen, Hauptmann," rief Monsieur Renard.

Sie wechselten die Plätze. Dadurch kam Renard neben dem Lieutenant Hebenstein zu sitzen. Faviole gab Lamelle einen Wink mit den Augen. Man spielte weiter.

Renard, der Nebenmann des Lieutenants, zeichnete sich in seiner Toilette durch besonders reiche und üppige Handmanschetten aus. Seine linke Hand ruhte dicht an Hebensteins Karten und dessen Geldvorrath; die Spitzen der Manschetten bildeten eine Verschanzung, aus welcher hervor Herr Renard plötzlich eine Attaque auf Hebensteins Dukaten wagte. Dieses Manöver ward in einer so ungeschickten Weise ausgeführt, daß es Hebenstein bemerken mußte, ja es war ganz deutlich, daß er es bemerken sollte.

Der Lieutenant hatte auch die Bewegungen und das erfolgte Verschwinden seiner Dukaten hinter den Manschetten Renard's wohl beachtet; er wollte jedoch zu Anfang nicht sofort einen Skandal herbeiführen, da er

sehr richtig schloß, daß seine Person, denn auf Körner war nicht viel zu zählen, leicht absichtlich in Händel verwickelt werden könne. Dennoch brannte er vor Begierde, der peinlichen Situation ein Ende zu machen. Wenn es zum offenen Streit kam, so konnte er anders auftreten und irgend eine Erklärung bezüglich der, auf dem Papierfetzen befindlichen, mystischen Worte erhalten; Gewalt stand der Gewalt gegenüber.

Als daher Herr Renard mit seiner Rechten wieder in die Nähe des Geldes kam, fühlte er sich festgepackt. Mit lautem Ausruf sprang Hebenstein empor, Karten und Goldstücke rollten durcheinander und seine Faust hob den Arm Renard's, dessen Hand sie umklammerte, hoch empor.

„Sie sind ein Dieb, mein Herr," schrie der Lieutenant, „es ist bereits das vierte Mal, daß Sie mir Geld entwenden. Unter welcher Gesellschaft bin ich?"

„Hölle und Teufel!„ brüllte Faviole, „Herr Lieutenant, Mäßigung! Bedenken Sie, wir sind Kavaliere."

Er gab der Gesellschaft ein Zeichen.

„Vielleicht Einige, wenn es wahr ist. Aber Spitzbuben sind darunter, Herr Hauptmann. Sie sehen ich habe Einen im Fangeisen."

Alle eilten von ihren Sitzen. Ein wüstes Gelärm schallte durch den Salon. Körner, der wohl merkte daß jetzt eine Katastrophe herannahte, stellte sich an Hebensteins Seite.

Schon aber hatte Faviole sich in so beleidigenden Reden ergossen, daß Hebenstein, der mit Renard rang, diesen fahren ließ und auf den Hauptmann zueilen wollte.

„Dulden kann ich es unmöglich, Herr Lieutenant,"

brüllte Faviole, „daß Sie meine Gäste beschimpfen. Genugthuung, augenblickliche!“ und der Degen blitzte in seiner Hand.

„Auf der Stelle, Herr Hauptmann,“ entgegnete Hebenstein, den Degen ziehend.

Es fuhr ihm wie der Blitz durch den Kopf, daß er Faviole, den Rädelsführer, verwunden und dadurch das Zustandekommen der Intrigue vereiteln könne.

„Heran!“ schrie der Lieutenant, „heran, Herr Agent des Warschauer Hofes!“

Beide Kämpfer eilten von dem Tische fort. Faviole legte sich aus und führte einen Stoß gegen den Lieutenant, dieser parirte.

„Wenn Sie es wissen, ja denn also, mein kurfürstlicher Agent,“ rief der Hauptmann. „Für den Prinzen Jakob!“

Ein zweiter Ausfall, eine zweite Parade. In diesem Augenblicke schloß Wilhelm die Thüre, alle Spieler zogen Waffen hervor.

„Also ein Mord wird beabsichtigt?“ rief der Lieutenant, „so soll das Leben theuer verkauft werden. Herr Körner, treten sie zu mir.“

Er fiel heftig gegen Faviole aus. So schnell dieser auch pariren wollte, der Stoß des Lieutenants traf den Arm des Abenteurers.

„Ich blute“, rief Faviole, „jetzt gilt es! Drauf!“

Körner hatte einen Stuhl ergriffen und schickte sich an, den Offizier zu vertheidigen.

„Rühren Sie sich nicht von der Stelle,“ brüllte Lamelle von der andern Seite des Tisches herüber, „oder ich gebe Feuer!“

Er zog ein Pistol hervor und richtete es auf Kör-

ner, der unbeweglich blieb. Während dessen hatten Faviole und Hebenstein einige Stöße gewechselt; der Lieutenant drängte seinen Gegner immer mehr in die Ecke des Gemaches, als er sich plötzlich von hinten gepackt fühlte. Man hielt seine Arme, keuchend rang Hebenstein, er suchte durch Stöße mit den Ellenbogen die Angreifer abzuwehren; Faviole sprang auf ihn zu und griff in das Gefäß des Degens, den er ihm aus der Hand zu winden suchte. Es war ein verzweifelter Kampf und so sehr die Räuber sich auch anstrengten, der Offizier schien durch die Gefahr doppelte Kraft zu gewinnen. Endlich griff die nervige Faust des Hauptmanns die Kehle seines Opfers, Hebenstein hörte ihn laut rufen: „den Sack, den Sack!“ fast in demselben Augenblicke fühlte der Lieutenant, wie ihm etwas über den Kopf geworfen wurde, Finsterniß umgab ihn, sein Athem stockte, noch eine gewaltige Anstrengung machte er, sich loßzureißen, da traf ein schwerer Hieb seinen Schädel, die Sinne begannen zu schwinden.

„Mörder,“ murmelte er und sank zu Boden.

Es trat eine Pause ein. Die Verschworenen lauschten. Alles ward still, nur der Regen prasselte gegen die Laden. Körner befand sich in einer Art Erstarrung er stierte, gegen die Wand gelehnt, den Körper des Lientenants an. Schneller, als es erzählt werden kann, hatte sich Alles dies ereignet. —

„An die Posten!“ befahl Faviole. „Sacre dieu! das kostete Arbeit. Er wird doch nicht verreckt sein? schnell in's Hinterzimmer mit ihm, auf das Bett!“

Renard und Karl hoben den Lieutenant auf und trugen ihn hinaus. Auf dem Korridore standen Else

und Faust, welche die Scene durch das Schlüsselloch der Salonthüre belauscht hatten.

„Barmherziger Gott, eine Leiche?“ rief das Mädchen.

„Nichts da, nur betäubt,“ erwiederte der Hauptmann. „Karl hat mit dem holländischen Eisen ihm was versetzt.“ Er zeigte auf ein mit Leder überzogenes säulenförmiges Instrument, welches an einem Riemen von der Hand des Strolches herabhing. Man legte Hebenstein auf das Bett. Else blieb im Zimmer. Die Thür nach dem Korridore schloß Faust mit dem Knebel und das Gitter mit einem schweren Vorleger. Es blieb daher die Fallthüre als Eingang, zu welcher man durch den Keller gelangen konnte. Faviole verband flüchtig seine Stichwunde.

In den Salon zurückgekehrt, war es seine erste Sorge, Körner zu beseitigen. Er bedeutete ihm nochmals zu schweigen und machte den armen Sünder auf die furchtbaren Folgen aufmerksam, die seine Plaudereien nach sich ziehen könnten, schließlich versicherte er ihm, daß der Lieutenant nur betäubt sei und daß ihm Nichts geschehen werde. Lamelle unternahm es Körner zum Hause hinauszugeleiten.

Kaum hatte dieser das Gebäude verlassen, als die aufgestellte Wache in den Salon eilte.

„Sie kommen,“ rief der Bote und schon nach wenigen Augenblicken rasselte, über den Feldweg stolpernd eine Kutsche in den Hof. — Faviole öffnete die Hinterthüre.

Seine Kameraden standen, Lichter in den Händen um ihn. Ein Diener sprang herab und half dreien Männern aus dem Schlage des Wagens. Sie eilten sofort in's Haus. Beim Scheine der Kerzen erkannte man den Starosten Bielinski und den Sekretär Treillard.

Der dritte Angekommene war ein ziemlich junger Mann von derben untersetzten Körperformen. Sein Gesicht, dessen Züge rundweg gemein genannt werden konnten, zeigte den slavischen Typus. Er trug einen einfachen Ueberwurf von braunem Tuche, eine spitze Mütze bedeckte sein Haupt.

„Willkommen," redete Treillard ihn an, „willkommen, mein Prinz."

Die Umstehenden verbeugten sich.

„Geruhen Ew. Hoheit mir zu folgen," sagte Faviole.

Er führte den Prinzen in ein Zimmer des ersten Stockes. Hier lag eine saubre Livree der Diener der französischen Gesandtschaft. Treillard und Faviole halfen den Prinzen seine Kleider abwerfen und die Livree anlegen. Nach Verlauf einer halben Stunde verließ die Kutsche den Hof des Hauses und fuhr wenige Minuten später durch das Georgenthor und bis vor das Hôtel des französischen Gesandten. Auf dem Schlage rechter Hand saß als Diener verkleidet Prinz Jakob Sobiesky. Ein Freier war glücklich nach Berlin hineingeschafft. —

Sobald seine Helfershelfer das Haus verlassen hatten und der Lärmen verhallt war, eilte Faviole durch den Keller bis zur Fallthür. Er klopfte leis an. Else hob die Thür, der Hauptmann stieg in das Zimmer hinauf.

„Athmet er?" fragte er hastig.

„Ich höre keinen Athem," flüsterte das Mädchen. „Sein Körper scheint mir kalt."

„Diable, das wäre fatal. Indessen, man müßte sich darin finden. Laß doch sehen!"

Faviole nahm die Kerze und trat an das Bett. Hebenstein's Anblick war unheimlich. Die Wuth des

Kampfes hatte sein Haar verwirrt, seine geschlossenen Augen waren mit Blut unterlaufen; sein Gesicht, zerkratzt und beschmutzt, zeigte eine große Ermattung, die Lippen waren fest aufeinandergepreßt, die Fäuste geballt, die Kleider zerfetzt, nur das Wamms war zugeknöpft geblieben.

„Wir wollen gleich in's Reine kommen, sehen wir, ob sein Herz schlägt!" Faviole öffnete bei diesen Worten das Wamms und fuhr mit der Hand zum Herzen des Lieutenants. „Er lebt," sagte er nach kleiner Pause. „Sein Herz schlägt leise, aber das Leben ist doch da."

„Gott sei Dank," sprach Else, die Hände faltend. „Bleib! Ich will es dem Vater melden."

Sie wandte sich, um zu gehen, als ein Laut des Erstaunens, den der Hauptmann ausstieß, sie zurückhielt.

„Sieh," flüsterte Faviole, die Kerze gegen die Brust des Verwundeten haltend, „was ist das wohl?"

Else blickte hin. An einer glatten, seidenen, um den Hals gelegten Schnur war eine kostbar gestickte, schwarze Schleife befestigt. Die Stickereien, in feinstem brabanter Stiche ausgeführt, zeigten an ihren Rändern arabeskenartig ineinandergeschlungen die Buchstaben S. C. und darüber jedesmal den brandenburgischen Kurhut. —

„Ah!" lispelte das Mädchen zusammenfahrend, „das ist eine Entdeckung."

„Nun?" fragte gespannt der Hauptmann.

„Nimm rasch die Schleife von der Brust, Prosper, und verwahre sie wohl. Es ist ein Toilettenstück der Kurfürstin."

„Ah!"

„Ich kenne diesen Putz. Er ist in Flandern gefertigt für die Trauerzeit. Wie kam der Lieutenant in

den Besitz der Haarschleife? er muß sie von der Kurfürstin erhalten haben, denn diese Stickerei zu verschenken, würde Niemand wagen, sie ist zu kenntlich. Was thut der Lieutenant mit der Schleife auf seiner Brust? es ist ein Beweis, daß er sie hochhält, vielleicht als Andenken, als Erinnerung an eine wichtige Stunde. Sollte wirklich — — nein, die Kurfürstin ist dessen nicht fähig."

„Das ist freilich eine Entdeckung," sagte der Abenteurer, indem er die Schnur, welche den Hals umgab, zerschnitt und Beides, Schleife und Band, in seine Tasche schob. „Wie dem auch sei — es läßt sich Allerlei daraus zusammendrehen. Petites causes grands effets."

Er ging zur' Fallthüre.

„Gute Nacht, Schatz," sagte er hinabsteigend, „das war ein mühevoller Tag. Bleib bei ihm, ich gehe zum Alten." Er verschwand in die Tiefe. Else ließ die Fallthüre herab. —

Es war Todesstille ringsumher. Hoch und nieder flackerte die Kerze, sie beleuchtete das bleiche Antlitz des Offiziers. Die aufregenden Scenen stürmten jetzt mit doppelter Gewalt der Erinnerung auf das Mädchen ein. Eine große Angst befiel sie und machte sie frösteln, kalter Schauer überrieselte ihren Nacken, unverwandt blickte sie den Verwundeten an.

Sein leises Wimmern verscheuchte ihre Träumereien.

Das Schloß zu Potsdam bot im Jahre 1688 einen ziemlich traurigen, vereinsamten Aufenthalt dar. Der große Kurfürst hatte einen Umbau begonnen, den sein

Tod unterbrach. — Verödet standen die Höfe, die halb aus der Erde hervorragenden Mauern des Neubaus verliehen dem Ganzen einen Anstrich des Verwahrlosten. Es war, als sei die Leiche des großen Friedrich Wilhelm soeben erst aus dem Schloßhofe getragen, still, schwermüthig und unheimlich war die Stimmung, welche sich über das Ganze breitete.

Wesentlich trug dazu die Persönlichkeit der einzigen Bewohnerin von Rang des Potsdamer Schlosses bei. Sophie Dorothea, die Wittwe Friedrich Wilhelm's des Großen, verlebte einsam, von den Mitgliedern des jungen Hofes gemieden, sobald ihr Gatte beigesetzt worden war, den Rest ihrer Tage auf dem Potsdamer Schlosse. — Die Fürstin hatte viel erfahren, erduldet — verschuldet. Man schrieb ihren Intriguen die Zerwürfnisse in der Familie zu. Man schalt sie laut ob des dem sterbenden Herrscher entlockten Testaments. Man ging noch weiter: Sophie Dorothea galt als Bereiterin giftiger Tränke, als Anhängerin gewisser, finsterer Mysterien, die mit der Zauberei in ziemlich naher Verbindung standen. Sie sollte eine grüne Krystallflasche an goldenem Bande um den Hals tragen, welche ein zerstörendes Gift barg, dessen Genuß keine Spuren hinterließ. — Wie viel ward nicht gelogen, übertrieben, verdreht? — Es kann nicht geläugnet werden: die Kurfürstin hatte sich, ihren Kindern gegenüber, schwer vergangen. Die Zerreißung der brandenburgischen Länder zu Gunsten ihrer leiblichen Kinder fiel als schwere Schuld auf ihr Haupt. Nur an der Festigkeit Friedrich's scheiterte das verderbliche Projekt.

Der Leiche ihres Gatten konnte sie nicht mehr folgen, schon damals war ihr Körper zu hinfällig,

dessenungeachtet hielten die Sucht nach Intriguen, der Hang, sich in verschiedene Angelegenheiten ihrer Familie zu mischen, sie aufrecht. — Bestärkt ward sie darin durch die Achtung, welche ihr Stiefsohn und Thronerbe ihr bei verschiedenen Gelegenheiten erwies.

Sie sah nicht ein, daß nur die Verehrung des dahingeschiedenen großen Vaters den jungen Herrscher bewog die Wittwe des Hochseligen also zu ehren.

In dem einsamen Schlosse erschien ihre finstre Persönlichkeit doppelt unheimlich; der herrschenden Mode entgegen, welche für die Trauer ein weißes Kleid vorschrieb, ging die Kurfürstin schwarz gekleidet einher. Ein weißer nonnenhaft getragener Schleier umgab ihr Haupt, verdeckte die Haare und diente dazu, das pergamentartige Gesicht der ernsten Dame noch bleicher zu machen. Lautlos wandelte sie durch die Gänge, die Parks und Gemächer.

Zuweilen trafen wohl Fremde von hoher Geburt ein, die sogenannten Aufwartungen zu machen; dann belebten sich die öden Höfe einen Augenblick, um später desto ausgestorbener zu erscheinen.

Ein solcher Tag war der Mittwoch, der Tag nach den soeben erzählten Begebenheiten. Schon in aller Frühe hatte der Starost Bielinski seine Aufwartung gemacht und ihr einen Herrn zugeführt, der sich mit Besprechungen abgab. Die Kurfürstin litt an Blutwallungen, die ihr einige Male kleine Schlaganfälle zugezogen hatten.

Nach Mittag desselben Tages ward es noch belebter im Schloßhofe. Eine von vier Pferden gezogene Kutsche traf aus Berlin ein. Die Kutsche war um sechs Uhr des Morgens von der Residenz abgefahren und um

drei Uhr Nachmittags hielt sie im Hofe des Potsdamer Schlosses. Das war schon gut gefahren zu jener Zeit. Die Reisenden waren auch Mitglieder des Hofes. Sie konnten sich guter Pferde bedienen. Die Markgräfin Louise war von Berlin gekommen, mit ihr Fräulein von Groschewska.

Bald standen beide Damen im Zimmer der Kurfürstin. Es war ein getäfeltes Gemach mit hohem Kamine, dessen plumpe Stuckverzierungen allerlei wunderliche Göttergestalten darstellten, die aus groben steinernen Blumenguirlanden und Muschelwerk hervorleuchteten und die beiden Damen angrinsten. Louise und ihre Begleiterin sprachen kein Wort. Sie blickten beklommen um sich. Endlich rauschte es im Nebenzimmer. Durch die geöffnete Thür trat die Kurfürstin. Hinter ihr schritten zwei Diener, die einen Lehnsessel trugen.

Sophie Dorothea stützte sich auf einen mit Perlmutter und Silber ausgelegten Stock, dessen Krücke ein goldner Delphin bildete. Sie begrüßte die beiden Damen freundlich. Die Groschewska küßte der Fürstin die Hand; die Markgräfin erhielt von derselben einen Kuß auf die Stirne.

Nach dieser freundlichen Empfangsceremonie trat eine Pause ein. Das Gesicht der Kurfürstin verfinsterte sich. Ihre Augen schossen Blitze auf die Groschewska und mit schneidender Stimme herrschte sie ihr zu:

„Ich will mit der Markgräfin allein sein."

Der Ton war so gebieterisch, so bestimmt, daß die Damen es nicht wagten zu widersprechen. Die Groschewska verließ das Gemach. Die Kurfürstin blieb mit der Markgräfin allein.

„Treten Sie näher, meine Tochter," begann Dorothea, „Sie sind so befangen!"

„Oh nicht doch, Durchlaucht. Die lange Fahrt!"

Die Kurfürstin legte ihre magere Hand auf die volle, runde der Markgräfin.

„Sie zittern."

„Nicht doch."

Louise zitterte in der That. Allgemein war die Furcht vor der unheimlichen Frau.

„Ja, Sie zittern. Was hat man Ihnen Böses von mir vorgeschwatzt. Setzen Sie sich. Sie werden meine Freundschaft, meine Liebe für Sie kennen lernen." — Dorothea schlug an eine Glocke. Ein Diener erschien. „Nachsehen, ob Niemand in der Nähe ist. Alle Thüren schließen und sich dann entfernen."

Der Diener ging. Tiefe Stille herrschte. Louise räusperte sich leise.

„Mein Kind," hob Dorothea an, „Sie sollen mich kurz finden in meinen Worten. Man drängt Sie zur Heirath. Haben Sie gewählt?"

„Nein, meine Mutter!"

„Vertrauen Sie mir. Hören Sie, Sie stehen an einem Abgrunde."

Louise schreckte zusammen.

„Ich will Sie retten, darum beschied ich Sie nach Potsdam. Sie müssen mir Schweigen angeloben. Schwören Sie zu schweigen!"

„Ich schwöre nicht, meine Mutter, aber ich halte mein Wort, wenn ich allein nur darunter leide, daß ich schweige."

„Zu Ende denn, die Zeit ist kostbar. Heute noch müssen Sie die Rückreise nach Berlin antreten. Sie

sind reich, mein Kind, nach dem Friedensschlusse zu Wehlau kommen Ihnen große Güter in Menge zu; wenn Sie diese Güter nicht Ihr eigen nennen, sind Sie eine Bettlerin unter den Fürstinnen."

„Nun denn, ich habe den Namen eines Brandenburgers, den Namen einer Radziwill!" sagte Louise sich stolz emporrichtend.

„Keinen Deut weiter!" warf die Kurfürstin schneidend hin. „Keinen Deut!"

„Wer will nach meinen Gütern greifen, Durchlaucht?"

„Das Kronrecht. In dem Friedensschlusse findet sich ein geheimer Paragraph, der Sie verpflichtet, im Falle des Ablebens Ihres Gatten, einem polnischen Prinzen die Hand zu reichen, wenn Sie die Besitzerin der ungeheuren Reichthümer bleiben wollen. Weigern Sie Ihre Hand dem Polenprinzen zu reichen, so ist der Vertrag zerrissen."

„Schon wieder der Polenprinz?" fuhr Louise auf. „Wo ist der Anhängsel zum Traktat? ich kenne ihn nicht. Die mir zugetheilte Abschrift enthält keine solche Bestimmung, kann sie nicht enthalten. Wo ist die Bestimmung, wo das Gesetz, wo die Macht, welche sie in Kraft treten läßt?"

„In Rom, im Vaticane, meine Markgräfin. Katholische Männer haben die Traktate unterzeichnet und das Kodizill, wenn Sie es so nennen wollen, in Rom hinterlegt. Der Papst bindet und löset. Mindestens kann Ihr Besitzthum angefochten werden."

Die Markgräfin biß sich die schönen Lippen.

„Das ist Gewalt, schreiende Gewalt. Gott sei es gedankt, noch giebt es Mittel, solch unerhörtem Wort-

bruch zu begegnen. Der Kurfürst soll es erfahren, er wird mein Recht schützen, wird es nicht dulden, daß ich ein Spielball sei frevelhafter Laune, daß ich einer Waare gleich gehalten werde, auf die jeder Kaufmann oder Geldwucherer spekuliren darf. Ihnen aber, meine Mutter, danke ich für die Eröffnung, Sie haben mich gewarnt."

Louise erhob sich.

„Meine Tochter," sagte die Kurfürstin zu ihr tretend, „nehmen Sie guten Rath an. Stellen Sie eine Urkunde aus, eine Bescheinigung, daß Sie dem Prinzen die Hand reichen wollen, es ist zum Besten Aller."

„Und Sie, meine Mutter," fragte Louise erstaunt, „welch ein Interesse können Sie haben, mich in den Armen eines Prinzen jenes Landes zu sehen? vergeblich suche ich nach Gründen!"

„Mein Sohn liebte Sie, Louise. Sie waren das Ideal Philipp Wilhelm's. Sie haben ihn zurückgewiesen, Sie konnten ihm nicht angehören. Die Kinder, die ich unter meinem Herzen getragen, werden jetzt nur Vasallen des Herrn Friedrich sein — er will seine Pläne alle durchführen, auch Ihre Hand soll nach seinem Willen vergeben werden, damit die Millionen im kleinen Brandenburg bleiben, damit sie beitragen, noch mehr Schimmer auf seinen Kurhut zu werfen, den er vielleicht zu noch Höherem erheben will. Ich habe einen Groll gegen dies Geschlecht, das mir meine Ruhe, meinen guten Leumund geraubt. Helfen Sie mir zu einer Genugthuung, vereiteln Sie die Pläne des Kurfürsten; schon einmal kreuzten Sie meine Wege, als ich Ihren Gatten meiner Nichte vermählen wollte. Er starb!"

„Ha!" rief Louise außer sich, „die Orange — die

Orange! Ach, Sie beschwören eine grauenvolle Zeit herauf; ich sehe sie, die Orange, welche die Herzogin von Holstein-Beck ihm reichte, und Sie haben die Frucht meinem Gatten bieten lassen, die Frucht gefüllt mit dem Gifte, das ihn langsam verzehrte."

„Was soll ich nicht Alles gethan haben?" lächelte bitter die Kurfürstin. „So gehen Sie denn. Eines aber erfüllen Sie mir: Schweigen Sie über unsere Unterredung."

„Ich gelobe es."

„Gehen Sie, lassen Sie sich von Seiner Durchlaucht verhandeln."

„Wer sagt Ihnen, daß ich gehorche? wenn ich nun gewählt hätte?"

„Ich weiß es. Aber Der, den Sie erwählten, ist Ihnen nicht beschieden. Pfalzgraf Karl v. Neuburg vermählt sich mit der Herzogin v. Nevers. Seit gestern ist es entschieden."

„Was sagen Sie?" kreischte die Markgräfin Alles vergessend. „Karl sollte — — Wer bringt Ihnen die schreckliche Kunde?"

„Dieser hier," sagte Dorothea aufstehend. Ihre Hand riß den Vorhang der Thür zurück. Ein Mann trat ein. Es war der Prinz Jakob. —

Der Prinz beugte seine Knie vor der Markgräfin. Er stammelte einige Worte und erhob sich dann wieder. Louise war von dem ganzen Hergang so betroffen, daß sie sprachlos blieb und den plötzlich eingetretenen Prinzen starren Blickes betrachtete. Dies gab dem Freier bald wieder Muth. Er befand sich in vortheilhafterer Lage, als er geglaubt hatte. Statt des ihm wahrscheinlich geschilderten Widerspruchs fand er eine zaghafte, schöne

Dame. Vielleicht auch war der Prinz nicht ganz frei von Eitelkeit und schmeichelte sich, daß seine Gestalt auf die Markgräfin einen überraschenden Eindruck ausübe.

Sobald er daher sich ein wenig gesammelt hatte, begann er mit der den Polen eigenthümlichen Heftigkeit, mit einem scheinbar ungekünstelten Feuer seine Betheuerungen und seine Werbung. Er schilderte die Qualen, welche sein Gemüth erduldet, als er gehört, wie die Markgräfin seine Bewerbungen zurückgewiesen, die Freude, die er empfunden, als Bielinski ihm berichtet, die Markgräfin wolle ihn sprechen.

„Bedenken Sie, Hoheit,“ endete er seine exaltirte Rede, „bedenken Sie schließlich, was ich gewagt. Hieher bin ich geeilt, habe den Befehlen des Kurfürsten Trotz geboten, der mir geradezu sagen ließ, das mein Besuch unwillkommen sei. Wie ein Dieb bin ich, der Sohn eines mächtigen Fürsten, den die Christenheit als ihren Retter verehrt, in die Hauptstadt dieses kleinen Reiches geschlichen, nur um zu Ihren Füßen mich werfen, um Ihnen sagen zu können, wie unendlich ich Sie liebe und verehre. Ah! ich weiß, wer mir dabei im Wege steht, wer mir mein Glück stehlen will. Jener Pfalzgraf ist es, der Sie bestürmt — bestürmt mit leeren Worten; wo ist er? warum läßt er sich nicht blicken? hält ihn ein Verbot zurück, den Feigling? mich nicht. Ich wage Alles, ich bin hier. Er — o, die kurfürstliche Ungnade macht ihn beben, und dann das Heirathsprojekt mit der französischen Herzogin; Sie zagen seinetwegen? Sie stoßen mich zurück, weil Sie an ihn glauben? er wählt noch heute zwischen Ihnen und der Herzogin. Da, sehen Sie selbst!“

Er entfaltete plötzlich eine Anzahl Papiere vor den Augen der Markgräfin. Sie enthielten in der That, so viel die Bestürzte bei der Hast und Aufregung bemerken konnte, die Unterhandlungen zwischen dem Hause Pfalz Neuburg und jener Französin, welche die Kurfürstin-Mutter der Markgräfin genannt.

Die Schriftzeichen tanzten vor den Augen der geängstigten Louise; Alles kam so überraschend, so aus der Luft, Alles war so traurig. Was sie stets mit Schmerz erfüllt: Die Abwesenheit des Pfalzgrafen, hier ward es ihr wieder vorgerückt, es war die schlimme, nackte Wahrheit. — Was nützten seine Briefe, seine Betheuerungen? er blieb fern. Der Polenprinz wagte, kam, bat und brachte Beweise des Wankelmuthes mit. Sie mußten richtig, ächt sein; wie hätte ein Fürst es wagen können, so mit der Ehre seines Standesgenossen zu spielen? Louise zitterte; es schwamm ihr vor den Augen, sie suchte nach Etwas, woran sie sich halten könne. Endlich erfaßte sie es. Sie hielt sich; aber ihre Sinne verwirrten sich, ihre Gedanken schwirrten durcheinander. Vor den Blicken wogte es wie ein Gewölk; das Gehör selbst versagte den Dienst; sie empfand nur das dumpfe Anschlagen von Tönen, sie merkte, daß zu ihr gesprochen ward, aber der Inhalt der Rede blieb ihr unverständlich.

Was sich von da ab in dem Gemache zutrug, erschien ihr gleich einer Vision. Sie sah die alte, vergilbte Dame, den Polenprinzen, den Starosten. Plötzlich flammten Lichter. Die Thür öffnete sich wieder, eine schwarze Gestalt trat herein; es war ein Priester. Er sprach allerlei von Rom, von binden und lösen. Die Kurfürstin flüsterte ihr in's Ohr, sie solle zusagen, sie

schüttelte das Haupt; da hörte sie von Entreißung der Güter, von Verbannung aus dem Reiche sprechen, von furchtbarer Strafe in der Ewigkeit zeterte der Priester, von seiner glühenden Liebe betheuerte der Prinz dazwischen. — Und nun; ja, einen großen weißen Pergamentbogen schoben sie ihr hin, Buchstaben ringelten sich gleich Schlangen darauf umher, und die alte Dame packte den schönen Arm der Markgräfin und schob ihn auf das Pergament, dann fühlte Louise, wie ihre Hand einen Gegenstand umschloß, wie sie sich mechanisch bewegte. Sie schrieb, sie wollte nicht schreiben — aber sie konnte nicht mehr zurück; sie hatte ihren Namen geschrieben. Wozu? weshalb? —

Sie taumelte zurück. Finsterniß umgab sie, und darin versanken auch alle die Gestalten und das Zimmer. —

Als sie erwachte befand sie sich im Wagen. Die zitternde Groschewska saß ihr zur Seite. Ein lauter Schrei entrang sich der Brust der geplagten Markgräfin.

„Um Gotteswillen Ruhe, Hoheit,“ flüsterte die Hofdame. „Sie sind zu Allem fähig. Lassen Sie uns nur erst in Berlin sein.“

„Wo bin ich gewesen? Wie ging es zu? Wie kam ich hierher zu Dir?“

„Man hob Sie ohnmächtig in den Wagen, und die Kurfürstin befahl mir, sogleich nach Berlin zu eilen. Sie war den Leuten, welche Sie trugen, bis auf die Schloßterrasse gefolgt; noch sehe ich sie stehen, sich auf ihren Stock stützend.“

„Ruhe, Fassung!“ flüsterte die Markgräfin, „fahren wir gleich bei Sophie Charlotte vor. Sie muß helfen. Gott! Gott! ich bin unerhört betrogen.“

Unter all' diesen Vorgängen und Verhängnissen litt Niemand härter als der junge Körner. Neben der bittersten Reue über die Fehltritte, welche er begangen, und die ihn zum Werkzeuge einer schändlichen Intrigue gemacht, empfand er zugleich das unsäglich schmerzvolle Gefühl seiner vollständigen Ohnmacht, rettend und helfend einschreiten zu können. Es blieb ihm nur die Aussicht auf vollständigen Ruin, wenn sein Prinzipal die Entdeckung seiner Untreue machte, und daß Faviole sich keinen Augenblick besinnen würde, ihn an's Messer zu liefern, wenn er es für nothwendig hielt, daran war nicht zu zweifeln.

Während so der unglückliche Körner sich mit Gedanken zermartete, fiel es ihm doch besonders auf, daß daß an dem Tage, wo Markgräfin Louise nach Potsdam gereist, drei Mal ein Lakei der Kurfürstin bei Eckert erschien und sich nach dem Lieutenant v. Hebenstein erkundigte. Körner erfuhr bald, daß Hebenstein Urlaub erhalten hatte; auf diese, durch amtliche Belege konstatirte, unbeschränkte Befreiung vom Dienst hatte auch Faviole seinen Plan gebaut. Die Abwesenheit des Lieutenants konnte nicht auffallen. — War es nicht möglich, ohne daß er, Körner, die Hand in's Spiel steckte, dem gefangenen Hebenstein Hülfe zu bringen? Eckert selbst kam ihm entgegen. Da der Kaufmann wußte, daß Körner mit dem Lieutenant auf ziemlich gutem Fuße stand, so befragte er nach dem dritten Erscheinen des Lakeien den jungen Mann, ob er nicht von dem Aufenthalte des Lieutenants Kunde habe. Körner stotterte ein ziemlich verlegenes „Nein."

Der Kaufmann ward aufmerksam.

„Sie wissen Etwas, Körner," sagte er. „Der Lieutenant hat vielleicht einen Ehrenhandel?"

„Nicht daß ich wüßte."

„Eine Schuldensache?"

„Nein, daß wüßte ich bestimmt."

„Nun denn, wo ist er? Heraus mit der Sprache! Sie sehen, daß die Kurfürstin sich für den Mann interessirt. Reden Sie, wenn Sie in meinem Vertrauen nicht verlieren wollen. Sie hören, daß Alles geheim bleiben soll. Der Lakei kommt verstohlen zu uns."

Körner hatte sich verrechnet. Er hatte geglaubt, durch ein geschicktes Manöver seine Person aus der Schlinge ziehen zu können. Das Gewissen spielte ihm einen Streich. Die mächtigen Regungen seines Innern brachten ihn außer Fassung und lieferten ihn in die Arme der Vergeltung. Plötzlich traten alle jene Ereignisse lebhafter wieder vor seine Phantasie; der Abend, die Spieler, der Kampf; er sah den ohnmächtigen Offizier, er hörte Faviole's Warnungsstimme. — Noch einen Ausweg versuchte er.

„Herr Eckert," stotterte er, „Sie haben ja Zutritt oben im Schlosse. Auch ich bin kein Fremder durch das Amt meines Vaters. Können wir Beide nicht die gnädige Kurfürstin sprechen?"

Eckert sah ihn groß an.

„Sie scherzen oder Sie verbergen mir große Dinge," sagte er unruhig werdend. Unwillkürlich kam ihm der Argwohn, daß Hebenstein's Verschwinden und Körner's Geheimthuerei wohl mit dem entwendeten Briefe in Zusammenhang stehen möchten.

„Körner, ich beschwöre Sie, was ist es? Sie weichen

aus, aber auf Ihrer Stirn lese ich Unheil. Schon seit einiger Zeit sind Sie nachdenkend, Sie vernachlässigen Ihre Geschäfte. Bin ich Ihnen nicht stets mehr Freund als Prinzipal gewesen? sprechen Sie; auch mich drücken Sorgen und vielleicht kommen wir Beide in einem Punkte zusammen. Was es auch sei, ich verspreche Ihnen Schweigen, Beistand — was Sie wollen."

„Auch Verzeihung, Herr Eckert?" rief Körner schnell entschlossen.

„Auch Verzeihung," entgegnete Eckert mit gepreßter Stimme, da er das Nahen einer Katastrophe fühlte.

„Nun denn, Herr Eckert, so kommen Sie in Ihr Kabinet."

Heftig erregt, bleich, aber schweigend verließen die beiden Kaufleute nach einer Stunde das Arbeitskabinet Eckert's. Eine Viertelstunde später sah man sie über den Domplatz nach der Mühle am Schloß (der heutigen Schloßfreiheit) gehen. Dann betraten sie zwischen dem Münzthurm und dem Ballhause, also genau da, wo heute die Terrasse des Schlosses endet, durchgehend, den Lustgarten und gelangten in das Schloß durch ein Küchenportal. Körner trug ein Packet Stoffe, sein Gang war sicher, sein Antlitz heiter. — Eckert hatte bald seinen Mann gefunden. Nachdem Beide eine halbe Stunde gewartet, wurden sie zu Sophie Charlotte geführt.

Faviole erhielt an demselben Abend noch die Nachricht, daß die Kurfürstin drei Mal nach Hebenstein habe fragen lassen.

„Um so besser," kicherte der Franzose. „Es scheint Etwas dran zu sein. Jedenfalls ein gutes Päckchen, woran man sich klammern kann."

Die Kurfürstin war durch die verwickelte Angelegenheit in große Unruhe versetzt worden. Mehr und mehr ward es ihr klar, daß ihre hohe, makellose Persönlichkeit in das Gewebe aller dieser Intriguen verstrickt sein müsse. Eckert und Körner hatten ohne jeden Rückhalt gebeichtet, die Kürfürstin hatte in Folge dieser Entdeckungen ganz richtig gefolgert, daß sie den Mittelpunkt des Handels bilden werde. Um keinen Mißverständnissen ausgesetzt zu sein, entdeckte sie Eckert sofort, daß Hebenstein den Brief an sich genommen habe, und wie nothwendig es sei, daß der Lieutenant aus den Händen seiner Peiniger gerissen werde. Wie aber sollte dies angestellt werden? Bei so verzweifelten Leuten, wie Faviole und seine Genossen es waren, mußte man bei gewaltsamen Maßregeln einen ungeheuren Skandal befürchten. Nichts aber war dem Kurfürsten entsetzlicher. Friedrich III. hat sich stets als wahrer Fürst gezeigt. Nie vergab er sich Etwas von seiner Würde; und da er sich selbst hoch achtete, stand er auch bei seinem Volke in wahrhafter Achtung.

Die Kurfürstin befand sich daher in keiner geringen Verlegenheit. Auf's Höchste aber ward ihre Unruhe gesteigert, als sie, in ihre Gemächer zurückgekehrt, woselbst sie Spanheim und einige andere gelehrte Freunde erwartete, um von den kleinlichen Dingen zu den erhabeneren überzugehen, die fieberhaft erregte Markgräfin eintreten sah, welche mit den Worten „Verloren, Alles verloren“ in einen Sessel sank.

Welche Fülle trauriger Entdeckungen! Die Markgräfin verhehlte Nichts. Sie entdeckte der Kurfürstin die Anwesenheit des Prinzen Jakob in Berlin, schilderte die unheimliche Scene auf Schloß Potsdam, das furcht-

bare Einwirken der alten Kurfürstin, den Wankelmuth des Pfalzgrafen und ihre eigne Unentschlossenheit, deren sich die geschickten Intriguanten endlich bemächtigt, um, wie sie fürchte, eine Unterschrift von ihr zu erhalten, die sie halb ohne Sinne, gegeben.

Sophie Charlotte hatte sich erhoben. Sie schritt im Zimmer auf und nieder, einer Löwin gleich, die sich zum Sprunge bereit macht. Die sanfte hochgebildete Dame war wie umgewandelt; ihr Stolz war beleidigt, indem man die Befehle ihres Gatten mißachtete, des regierenden Herrn, der dem Prinzen den Aufenthalt am Hofe versagte. Außerdem begannen die Intriguen der alten Stiefmutter auf's Neue; war es ihr möglich, solche Dinge in's Werk zu setzen, unter den Augen des Sohnes, dann konnte ein zweites Testament auftauchen, eine neue unheilvolle Spaltung die Familie zerreißen, dann war Sophie Charlotte nicht mehr Fürstin. Sie hatte der Markgräfin Schutz verheißen, er mußte ihr werden. Sophie Charlotte's Entschluß war schnell gefaßt. — Sie wagte das Aeußerste — eine Scene. — Alle die kleinen Händel und die großen konnten zu Tage kommen, was that es? die Kurfürstin mußte siegen. Sie rechnete dabei auf den verletzten Stolz des Kurfürsten, dem man den Prinzen nach Berlin geschickt hatte wider des Herrschers Willen. Die Kurfürstin schellte. —

„Melden Sie Seiner Durchlaucht, daß ich ihn zu sprechen wünsche.“

Der Diener ging.

„Wohin, Bernard?“ fragte ein sehr hübsches Kammermädchen den Forteilenden.

„Laßt mich, Lolotte; ich melde die Kurfürstin beim Herrn.“

„Wie noch zu so später Stunde?"

„Es scheint dringend," flüsterte der Diener. „In Potsdam hat es Etwas gegeben. Drinnen war eine schlimme Scene. Sie werden heut lange warten müssen, bevor Ihr Fräulein zur Ruhe kommen kann. Ich glaube, es ist ein Polenprinz in Berlin. Hab' nur so was gehört an der Thüre. Den will die Gnädigste nicht."

Der Diener ging. Lolotte eilte durch den Korridor. Sie suchte Else Faust. „Warten Sie, meine Schwester," tröstete die Kurfürstin. „Sie werden triumphiren. Der Kurfürst kann es nicht dulden, daß also verfahren werde. Ich werde mich opfern," lachte sie, „ein kleiner Ehestandssturm und dann heiterer Himmel."

Der Diener trat ein.

„Seine Durchlaucht sind vor zwei Stunden bereits nach Köpenick gefahren, woselbst morgen früh eine Wasserjagd stattfindet," so meldete er.

„Ein Fehlschlag," seufzte Sophie, „indessen, es ist Nichts verloren. Morgen werden wir den Knoten zerhauen. Warten Sie nur, mein Herr Starost, und Sie, mein Herr Prinz Türkenbezwinger. Ihr sollt es Beide bereuen, meiner schönen Schwägerin Thränen erpreßt zu haben." —

„Gieb an Lolotte diese zwei Dukaten", sagte Faviole, indem er dicht vor der langen Brücke von Else schied. „Die Nachricht ist des Geldes werth. Die Kurfürstin wird mit dem Kurfürsten sprechen. Hm — vielleicht kommt ein Hinderniß. Ich werde Morgen Vormittag im Lustgarten promeniren gehen."

„Ihre Durchlaucht lustwandeln um welche Zeit daselbst?"

„Gewöhnlich gegen eilf Uhr."

„Gut. Der Kurfürst kehrt erst zur Tafel von Köpenick zurück. Um zehn Uhr bin ich in der Nähe des Pomeranzenhauses."

Er schlug den Weg nach dem Hôtel des Herrn v. Gravelle ein.

Körner und Eckert waren, Einer dem Anderen gegenüber, beschämt. Wenn auch die Handthierung des Prinzipals keineswegs so gravirender Art, als das Vergehen des Commis war, so war Eckert sich doch immer bewußt, durch die Entdeckung seiner Beziehungen zum Pfalzgrafen in die Hände des jungen Kaufmannes gegeben worden zu sein; die Existenz stand auf dem Spiele, denn eine Ausweisung erfolgte sicher, sobald der Kurfürst die Zwischenträgerei erfuhr. Indessen sicherte ihn das Vergehen Körners, wodurch dieser in seinen Händen war, außerdem aber auch die natürliche Gutmüthigkeit des Commis vor Verrath. — Beide hatten nun, nachdem die Aufregung sich gelegt, Zeit genug, über die Mittel zur Befreiung Hebensteins nachzudenken.

Unmittelbar nach ihrer Audienz bei der Kurfürstin suchten Prinzipal und Commis den Vater des Letzteren auf. Der alte Körner hatte als ein, bei der kurfürstlichen Silberkammer Angestellter, seine Wohnung auf dem Schlosse. Er logirte vor der damaligen Bibliothek, welche sich in den Räumlichkeiten befand, die über der heutigen Schloßapotheke liegen.

Als der alte Silberdiener seinen Sohn und dessen

Herrn erblickte, stand er von seiner Beschäftigung, Armleuchter zu putzen, auf und ging ihnen entgegen. —

„Willkommen, willkommen!" rief er. „Das ist einmal schön, Herr Eckert, daß sie mir die Ehre gönnen. Na, Hugo, bring' Deinem Herrn hier den Stuhl. So — Herr Eckert, setzen Sie sich. Womit kann ich aufwarten? ein Glas guten Kottbuser Biers? wir ziehen es ja aus kurfürstlichem Keller."

Den beiden Kaufleuten, welche in Folge der aufregenden Scene ganz matt und niedergeschlagen waren, kam diese Einladung eben recht. Sie hatten den Alten heimgesucht, um ein Wenig sich zu sammeln, bevor sie die Straßen der Stadt wieder betreten konnten. Das kühle Bier brachte ihre an den Gaumen klebenden Zungen auf's Neue in Gang, und bald plauderten sie mit dem Alten, als ob Nichts vorgefallen sei; heiterer ward ihr Gemüth.

Sie fühlten Beide, daß ein Theil der Gefahr vorüber oder doch auf andere Schultern gewälzt war. Der alte Körner brachte allerlei Schloßgeschichten vor. Er hechelte die neue Dienerschaft weidlich durch.

„Diese dickbeinigen Schlingel", zürnte er, „verdanken einem Paar strammer Waden Alles. Das war nicht so unter dem hochseligen Herrn. Da suchte man Anhänglichkeit, Gewandtheit im Dienst. Heut messen sie Alles nach der Elle. Das sind Tellerlecker und Ruffiane, Großmäuler und Faullenzer, ich habe meinen Aerger und liebe Noth mit ihnen."

„Nun, Papa Körner," warf Eckert hin. „Alle werden wohl so schlimm nicht sein. Ich kenne Manchen, der ganz brauchbar und gut im Dienste ist."

„Mag sein, wenn er hieherkommt, aber lange dau-

ert's nicht. Und wissen Sie, was für einen so jungen Kerl das Schlimmste ist? die französischen Weiber. Die Kammerdemoiselles, wie sie genannt sein wollen. Die verderben Alle. Lieber Himmel, seit des Herren selig letzten Lebensjahren ging es schon an. Da konnte ja keine von unsern Damen ohne so einen französischen Affen glücklich sein. Sie kamen zu Dutzenden an. Nicht lange darauf verderbten sie Männer und Weiber."

„Ei, geht. Wir haben schon ehedem solcher leichten Fliegen genug gekannt, bevor noch die Französinnen hier gewesen."

„Nicht so vielfach, Herr Eckert, nicht so viele. Da ist mein alter Kamerad, der Faust, der kann ein Lied mitsingen. Ich soll's nicht sagen, denn er ist mein Freund, nun — Sie werden nicht darüber sprechen — der Faust hat auf dem Frankfurter Heerwege ein Haus. Nachdem hat er seine Tochter hier angebracht — Glück genug. Was geschieht aber? Das Mädel verliebt sich in einen Franzosen — Unglück genug. Wie ist's zugegangen? Durch die Französin der Groschewska hat sie den Windbeutel kennen gelernt, seitdem ist nichts mit ihr anzufangen. Sie thut den Dienst schlecht, ist immer aus dem Hause, sollte schon zehnmal fortgeschickt werden, da aber kommt der Herr Franzose und vermittelt. Ich weiß schon, er kann's, weil alle Welt ihn braucht, alle Welt hier, die leichtsinnige, ihn fürchtet. Im Hause des alten Faust treiben sie ein schlimmes Wesen; ich weiß es wohl, es sind nur noch zu viel Günstlinge dabei, sonst wäre längst ein Mal abgerechnet worden. Das Mädel macht die Wirthschaft. Ich weiß Alles."

„Wie heißt denn der mächtige Franzose?"

„Es ist ein Hauptmann Faviole."

„Faviole?" riefen Eckert und Körner, indem sie Beide auf den Alten zusprangen. —

Am Donnerstag Vormittag lustwandelte in dem Garten des Berliner Schlosses eine kleine Gesellschaft. Sie war gewissermaßen der Vorläufer oder die Avant-Garde der Kurfürstin, welche den schönen Vormittag nicht ungenützt vorübergehen lassen wollte. Sophie Charlotte durfte die Fahrt nach Lützenburg nur noch in Begleitung eines Arztes wagen, sie sollte das Land und den Gatten bald durch ein kostbares Geschenk, man hoffte durch einen Thronfolger, erfreuen.

So ward es hier denn angeordnet, nur in der unmittelbaren Nähe des kurfürstlichen Schlosses zu verweilen. Die Fürstin war in sich gekehrt. — Sie hatte ihre Begleitung absichtlich vorausgesendet, um recht ungestört noch einmal überlegen zu können. Die Uhren zeigten die eilfte Stunde. — Eine Stunde später sollte sie die Unterredung mit dem Gatten haben.

Sie hatte sich bei dem Kurfürsten ansagen lassen, hatte als Ort der Zusammenkunft das Arbeitskabinet des Monarchen bestimmt und gebeten, ohne Zeugen sein zu dürfen. Hieraus schloß der Kurfürst, daß eine Sache von großer Wichtigkeit zwischen Beiden verhandelt werden sollte.

Da die Kurfürstin Fräulein von Pöllnitz in alle Geheimnisse eingeweiht hatte, so war es natürlich, daß diese Lieblingsdame in ihrer Nähe blieb, und Beide suchten sich sobald als möglich von der übrigen Gesellschaft zu entfernen.

Mochte nun die Begleitung der Kurfürstin fühlen, daß diese mit der Pöllnitz allein bleiben wolle, oder schien ihr die Hofdame als Geleit der Fürstin genügend, dies Gefolge befand sich bald an der, auf den Spreefluß hinausgehenden Terrasse, während Sophie Charlotte und Fräulein von Pöllnitz an der entgegengesetzten Seite des Lustgartens, am neuen Lusthause, also da, wo jetzt die alte Börse steht, promenirten.

Die Unterhaltung beider Freundinnen drehte sich lediglich um die bevorstehende Aussprache mit dem Kurfürsten und um das plötzliche Verschwinden Hebenstein's, dessen Schicksale Sophie Charlotte der Hofdame mittheilte.

Unter solchen Gesprächen waren die Damen bis zu der kleinen Brücke gekommen, welche über den Seitenarm der Spree, gerade auf das neue Pomeranzenhaus zuführte. Dieses halbkreisförmige Gebäude, die spätere Königliche Gesundheitsgeschirr-Niederlage, war 1685 erbaut worden und befand sich innerhalb des sogenannten Bollwerks.

Der Ort selbst war mit Bäumen bepflanzt und bildete einen ziemlich abgelegenen Theil des Lustgartens, weshalb die Kurfürstin oft und gern ihre Schritte dahin richtete. —

Schon als die Entfernung von dem Gefolge stattfand, hätte man eine Person bemerken können, welche aus einem, in der Nähe des Münzthurms befindlichen Portale in den Lustgarten getreten war.

Diese Person, ein Mann in dunkler Kleidung, vermied augenscheinlich sorgfältig, gesehen zu werden.

Er drückte sich der Richtung des Schlosses entlang bis zu dem Bibliothek- und Gartengebäude, woselbst ein mit dichten Hecken umfaßter, sonst offner Blumengarten

angelegt war, vor welchem die *Marmorstatue* des großen Kurfürsten stand. Der Mann eilte hinter die dort befindliche kolossale Gruppe des Neptun, stieg von da aus eine, sieben Stufen zählende Treppe in den Untergarten hinab, der genau auf der Stelle des jetzigen Domes sich befand.

Dieser Untergarten, ein reizender, heimlicher Spaziergang, enthielt viele bedeckte Gänge von Ulmen und Liguster. Aus den grünen Nischen ragten eilf marmorne, neunundzwanzig metallne und zwei Sandsteinfiguren hervor.

Der Mann wartete in dem kühlen Garten eine Zeit lang. Er horchte, ob sich Tritte näherten; da er aber nur die in einiger Entfernung geführte Unterhaltung zweier Gartenarbeiter vernahm, so stieg er eilig die Treppen hinauf, ging hinter das neue Lusthaus und von dort an die auf das Wasser führende Terrasse, da, wo heute das Maschinengebäude für die Wasserkunst sich befindet.

Hier sah er sich sorgfältig um, und als er die Kurfürstin mit ihrer Begleiterin jenseits der Brücke bei dem neuen Pomeranzenhause gewahrte, eilte er hastig über die Brücke.

Bald befand er sich in der Nähe der Damen. — Ganz in ihr Gespräch vertieft, hatten weder die Kurfürstin noch Fräulein von Pöllnitz die Annäherung des Fremden bemerkt. Wie aus dem Boden gestiegen, stand derselbe vor ihnen, als sie eben um eine der Baumanlagen bogen.

Der Fremde grüßte höflich, aber kurz.

„Die Damen verzeihen,“ begann er in französischer Sprache, „wenn ich mir erlaube, ihre Einsamkeit durch

meine Gegenwart zu stören. Nur ein Ohngefähr brachte mich in so erhabene Gesellschaft."

„Der Garten ist für Jeden frei, wenn die Kurfürstin oder der Kurfürst nicht darin wandeln," entgegnete Fräulein von Pöllnitz.

„Um so mehr muß ich die hohe Gnade in Anspruch nehmen; denn ich habe das Glück, meiner gnädigsten Fürstin gegenüber zu stehen."

„Sie sind also kein Fremder? sind ein Brandenburgischer Unterthan?" fragte Sophie Charlotte.

„Wahrhaftig kein Fremder!" rief erstaunt die Pöllnitz. „Jetzt erst sehe ich, wer uns gegenüber steht. Die bürgerliche Tracht machte ihn mir unkenntlich. Es ist der Hauptmann Faviole, von den grenadiers à cheval."

„Hauptmann Faviole?" rief die Kurfürstin vortretend. „Richtig, Sie sind es!"

Ihr Gesicht verfinsterte sich, die Ahnung einer Gefahr überkam sie.

„Hauptmann Faviole!"

„Zu Befehl, meine Damen, ich bin es."

Bei diesen Worten verbeugte sich Faviole tief.

„Auch ich erkannte erst jetzt den Herrn Hauptmann," sagte die Kurfürstin, welche ihre Ruhe wieder erlangt hatte. „Obgleich es mir angenehm ist, den Herrn hier zu begrüßen, kann ich doch meine Verwunderung nicht verhehlen, wenn ich das Kleid und die eigenthümliche Stunde betrachte, welche der Herr Hauptmann gewählt, um im hiesigen Lustgarten zu promeniren."

„Ich liebe die Extravaganzen, Durchlaucht. Vielleicht ist es ein Ueberbleibsel meiner Erziehung, meines Geburtslandes, ein Hauch vaterländischer Luft. Ich bin

nämlich Gascogner; diese sind, wie die Fama sagt, gern geneigt, wunderliche Dinge zu treiben."

„Und Sie sind deshalb in bürgerlicher Kleidung? Es muß ein besonderer Grund sein, der Sie dazu treibt. Sie werden doch nicht dem Herzen irgend einer schönen Dame gefährlich?"

„Nein, Durchlaucht. Ich bin gern Beobachter. Dazu eignet sich das unscheinbare Kleid besser, als die auffällige Uniform."

„Ich hatte also nicht Unrecht, wenn ich Ihnen Heimlichkeiten zutraute. Sehen Sie, einen Beobachtungsposten wollen Sie einnehmen. Wer kann wissen, ob es nicht eine zarte Angelegenheit ist, die Sie hierher zog. Wie unrecht von mir, Sie zu behelligen. Kommen Sie, liebe Pöllnitz, es ist Zeit, daß wir den Herrn Hauptmann freigeben."

Hastig eilte die Kurfürstin auf den Ausgang des Bosquets zu. Sie schien erfreut zu sein, einen Vorwand gefunden zu haben, sich von der unheimlichen Gesellschaft losmachen zu können. Zur größten Verwunderung beider Damen vertrat aber plötzlich der Hauptmann ihnen in zwar formeller, aber doch einigermaßen trotziger Weise den Weg. —

„Ew. Durchlaucht halten zu Gnaden," begann er nach kleiner Pause, „wenn ich mir die Freiheit nehme, Hochdieselben noch einen Augenblick aufzuhalten."

„Und Ihr Anliegen? der Grund dieser Forderung?"

„Würden Durchlaucht wohl die Gnade haben, mich genau wissen zu lassen, wie hoch es an der Zeit ist?"

„Herr Hauptmann, ich hoffe nicht, daß meine Herablassung Sie zu Familiaritäten Ihrer Fürstin gegenüber animirt. Für eine solche erkenne ich die unpassende

Frage nach Zeit und Uhr. Man wendet sich nicht in so kordialem Tone an mich. Hüten Sie sich! Meine Loyalität hat ihre Grenzen."

„Ich bin untröstlich, Durchlaucht mißfallen zu haben. Es wäre mir aber sehr interessant, die Stunde zu wissen.

„Herr Hauptmann!" rief die Pöllnitz, „richten Sie doch Ihren Blick auf den Marien-Thurm! Dort glänzt das Zifferblatt im hellen Sonnenlichte."

Faviole blickte auf den, aus den Häusern des Stadttheils Berlin hervorragenden Thurm.

„Meiner Treue, daran hatte ich gar nicht gedacht. Richtig! ich hätte die unbescheidene Frage sparen können. Nach jener Uhr zu schließen, dauert es noch eine halbe Stunde, bevor die von Ew. Durchlaucht gewünschte Unterredung mit dem gnädigen Kurfürsten stattfindet."

„Mein Herr, was soll das heißen? was wollen Sie damit sagen?" fuhr die Kurfürstin auf.

„Ich will damit sagen, oder ich hätte vielmehr den Wunsch, diese Unterredung nicht zu Stande kommen zu sehen."

„Herr Hauptmann Faviole, das ist mehr als freimüthig, das ist eine Frechheit."

„Geruhen Ew. Durchlaucht mich anzuhören," erwiderte sanft der Hauptmann. „Es handelt sich hier, frei heraus, um eine kleine Palastintrigue. Vielleicht kann ich der gnädigen Kurfürstin dienstlicher sein, als Hochdieselben glauben."

„Ich begreife nicht, mein Herr, wie Sie glauben können, daß ein Zusammenwirken zwischen uns möglich — — —"

„Das bedarf auch einer weitläuftigeren Ausein-

anderſetzung. Beliebt es Durchlaucht, ſo biete ich mich als dero unterthänigſten Begleiter an. Man möchte ſonſt aufmerkſam werden."

Er that einige Schritte vorwärts. Theils durch die Unruhe, theils durch Neugierde getrieben, folgten die Damen.

Faviole ſchilderte nun die Sachlage. Er machte kein Hehl daraus, daß der Prinz Jakob in Berlin ſei, daß er mit Hülfe der franzöſiſchen Geſandtſchaft und der alten Kurfürſtin bereits einen großen Schritt in ſeiner Bewerbung vorwärts gethan. Er theilte in größter Ruhe mit, daß man entſchloſſen ſei, die Heirath durchzuſetzen, und daß man wiſſe, wie die Kurfürſtin, eine Gegnerin derſelben, dem Prinzen Jakob im Wege ſtehe.

„Bedenken Ew. Durchlaucht gnädigſt," ſchloß er ſeine Rede, „daß Mancherlei auf dem Spiele ſteht. Ich weiß genau, daß Durchlaucht in der heute ſtattfinden ſollenden Unterredung mit dem gnädigen Herrn, die Verweiſung des Prinzen Jakob durchſetzen wollen. Stehen Sie davon ab, gnädigſte Frau, um Ihrer eigenen Ruhe willen."

„Herr Hauptmann, Ihre Frechheit ſteigert ſich. Mit welchem Rechte wagen Sie es, meine Pläne zu kreuzen? Macht Sie der Schutz Ihres Geſandten allein ſo dreiſt?"

„Wer weiß, Durchlaucht? Möglicher Weiſe habe ich noch andere Mittel, die Unterredung zu verhindern."

„Ah! das wird zu Viel. Sprechen Sie, mein Herr, auf der Stelle, oder ich rufe um Hülfe."

In dieſem Augenblicke war man wieder bei dem oben beſchriebenen Untergarten angekommen. Die drei Perſonen ſtanden an den, in die Tiefe hinabführenden

Stufen. — Als die Kurfürstin kaum die letzten Worte ausgesprochen, trat der Hauptmann einen Schritt vor, warf einen flüchtigen Blick um sich und fuhr mit der Hand in die Tasche seines Oberrockes.

„Kennen Ew. Durchlaucht Dieses?“ rief er schneidend, indem er der Kurfürstin einen Gegenstand unter die Augen hielt. — Ein Angstschrei Sophie Charlotte's war die Antwort. Sie taumelte gegen die Balustrade der Treppe.

Faviole's Hand hielt die Haarschleife, welche die Kurfürstin jüngst an Hebenstein geschenkt hatte. — Der frechste Verdacht, die schleichendste Lüge, die offenste Verläumdung — das Alles hatte freien Spielraum. Nichts Anderes wollte Faviole sagen, als er der Fürstin die unheilvolle Schleife zeigte. —

„Mein Herr,“ keuchte die Kurfürstin. „Wie kommen Sie zu diesem Toilettenstück?“

„Darüber habe ich keine Rechenschaft zu geben,“ entgegnete Faviole, seine Ueberlegenheit fühlend. „Genug, daß es ächt ist, dafür bürgt mir Ew. Durchlaucht Erregung.“

„Aber diese Schleife haben Sie geraubt, ja, mein Herr, geraubt. Sie drohen mir, nun denn, so vernehmen Sie, daß auch ich Alles weiß. Sie sind ein Bandit, ja, mein Herr Hauptmann. Bei Nacht und Nebel suchen Sie Ihre Opfer. Sie brauchen jegliche Waffe, wenn Sie Ihren Vortheil sehen. — Wo ist der Lieutenant, den Sie in Ihre Gewalt bekommen? Geben Sie Rechenschaft! Sie müssen ihn verborgen haben — oder haben Sie seine Leiche schon eingescharrt? Nur auf solche Weise konnten Sie jenes Pfand erhalten, das ich einem treuen Diener als Gedenkzeichen verlieh. Von

des Niedergeschmetterten Brust müssen Sie es gerissen haben — —."

„Ohnmacht, Durchlaucht. Ich sehe, daß Sie die wahnwitzigen Rapporte eines Kassendiebes gegen mich brauchen. Es wird sich finden. Lieutenant Hebenstein ist nicht meuchlerisch überfallen, er ist keine Leiche, ich riß die Schleife nicht von seiner Brust. Wie, wenn er sie mir freiwillig ausgeliefert hätte?"

„Das ist nicht möglich. So kann ein Offizier nicht handeln!"

„Die angehenden Diplomaten machen oft solche Seitensprünge."

„Sie lügen, mein Herr Hauptmann."

„Durchlaucht sind meine Fürstin — ich schweige. Aber ich habe in dieser Schleife eine Waffe. Gnädigste Fürstin, Sie sind erregt, beruhigen Sie Ihr Gemüth, wir wollen unterhandeln. Kehrt Herr von Hebenstein zurück, so werden Sie am Besten thun, ihn vollständig zu dementiren."

„Herr von Faviole, Sie sind ein Schurke," rief in diesem Augenblicke eine donnernde Stimme. Erschrocken wandten sich die Damen und Faviole um. Vor Schrecken sank der Hauptmann fast in die Knie. Dicht vor ihm aus der Tiefe heraufgestiegen, stand der Lieutenant Hebenstein.

„Sie sind es, Lieutenant? Gelobt sei der Himmel!" riefen die Damen. —

„Ich begrüße unterthänigst die gnädige Kurfürstin. Eilen Sie, die Stunde der Unterredung drängt. Ich halte diesen Herrn zurück."

Der Lieutenant zog ein Pistol hervor.

„Mordwaffen, Herr Lieutenant?" knirschte Faviole.

„Wie man sie gegen Räuber anwendet. Eilen Sie, Durchlaucht, schon naht dort Ihr Gefolge."

Sophie Charlotte und Fräulein von Pöllnitz verließen den Garten und gingen auf das Schloß zu.

Faviole kreuzte die Arme über die Brust und blickte Hebenstein lauernd an. Der Lieutenant hielt sein Pistol schußfertig. So standen Beide sich gegenüber.

Die Befreiung des Lieutenants aus seinem Kerker hatte folgendermaßen stattgefunden. Als Körner und Eckert bei Nennung des Namens Faviole in die Höhe sprangen, ward der alte Hoflakai ängstlich.

„Mein, Himmel, was habt Ihr denn so zu schreien? Nun ja — ist's denn so was Neues, daß ein Mädel einen leichtfertigen Kerl liebt?"

„Ruft die Faust'sche Else herein," flüsterte Hugo Körner, „laßt Sie kommen, Vater. Ich beschwöre Euch. Wir wollen uns verbergen, bis sie hier ist. Zögert nicht!"

„Lieber Sohn, was ist denn. — Ich bin besorgt."

„Eilt, Papa Körner," drang nun auch Eckert in den Alten. „Die Zeit ist kostbar, schafft das Mädel herbei, wir bedürfen ihrer, später sollt Ihr Alles erfahren."

Der Alte erhob sich kopfschüttelnd. „Ich will's versuchen," sagte er und ging aus dem Zimmer. Hugo Körner und Eckert traten in das Nebengemach, welches dem Alten zur Schlafkammer diente. — Eine Stunde verging. — Die Sonne war schon gesunken. Endlich öffnete sich die Thüre und der Alte trat mit einem jungen Mädel ein.

Es war Else. —

„Nun Papa," scherzte das Mädchen. „Sind wir am Ziele? was giebt es so Geheimes? Ihr thut ja, als ob wer weiß was im Werke wäre. Heraus mit der Sprache!"

„Else," stotterte der Alte, der in der That nicht wußte, wie er sich benehmen sollte. „Else, ich habe Dich über die Taufe gehalten — Dein Vater ist ein alter Freund von mir. — Bei Euch im Hause geht Allerlei vor. — Der Franzose taugt den Teufel Nichts. —"

„Aber Papachen, was soll das Alles?" rief Else aufmerksam werdend.

„Ich wollte Dich nur warnen, daß — —"

Die beiden, im Nebenzimmer befindlichen Lauscher merkten sogleich, daß der Alte nahe daran war, ihnen Alles zu verderben. Ohne ihm daher Zeit zu weiterer Verwicklung zu lassen, rissen sie plötzlich, als Else schon im Begriff stand aus dem Zimmer zu gehen, die Thür auf und traten dem erstaunten Mädchen gegenüber.

Else Faust war viel zu verschlagen, als daß sie nicht auf den ersten Blick die ganze Situation hätte überschauen sollen. Als sie den jungen Körner wieder erkannt hatte, den sie in der ersten unglücklichen Spielnacht bei Faviole gesehen, begriff sie sofort den Zusammenhang. —

„Sie werden das Zimmer nicht verlassen, Mamsell!" rief Hugo Körner ihr zu.

„Nein, Mamsell," setzte Eckert hinzu, „wenigstens nicht eher, als bis wir Gewißheit haben."

„Was verlangen die Herren zu wissen?" antwortete Else unbefangen.

„Mit kurzen Worten: Wo ist der Lieutenant Hebenstein?"

„Wie käme ich zur Bekanntschaft des Herrn Lieutenants? Sie sind indiskret, meine Herren!"

„Keine Ausflüchte. Kennen Sie mich?"

„Sie sind Herr Hugo Körner."

„Wo sahen Sie mich zum letzten Male?"

„Ich erinnere mich nicht."

„So will ich Ihrem Gedächtnisse zu Hülfe kommen. Im Hause Ihres Vaters, an dem Spieltische Ihres Galan's, des französischen Hauptmannes, wo man mir eine Summe Geldes abnahm, deren Wiedererstattung Ihr Geliebter mir versprach, wenn ich der Helfershelfer bei einem Angriffe auf Hebenstein sein wollte, den Sie, Mamsell, ausführen halfen. Der Lieutenant ist in der Gewalt seiner Feinde, es handelt sich um — —"

„Um Familienangelegenheiten, Herr Körner," sagte das Mädchen ruhig, „in die sich zu mischen, Sie gar kein Recht haben. Der Aufenthalt des Lieutenants ist mir unbekannt. Indessen vermuthe ich, ein Duell habe stattgefunden, das jedenfalls unglücklich für Herrn von Hebenstein ausgefallen ist."

„Sie müssen den Aufenthalt wissen!" rief Hugo, „in jener Nacht als der bewußte Herr in das Haus Ihres Vaters geschafft wurde — —"

„Welcher Herr? wer wurde in das Haus meines Vaters geschafft? Sie verläumden, mein Herr!"

„Welcher Herr?" nahm Eckert das Wort. „Ich will es Ihnen sagen, damit Sie erfahren mögen, in wie großer Gefahr Sie schweben: Der Prinz Jakob Sobiesky, den Sie und Ihr Vater, Ihr Geliebter und dessen Helfer wider Wissen und Willen Seiner kurfürstlichen Durchlaucht nach Berlin hineingeschmuggelt,

damit er hier eine Intrigue schmiede gegen das Heil der erlauchten Familie."

„Mein Herr Eckert," entgegnete Else den Kaufmann fest anblickend. „Sie scheinen sich sehr für das Heil unserer Hoheiten zu interessiren. Nur schade, daß Sie selbst auf der Bahn des Rechten straucheln. Wenn Prinz Jakob Sobiesky wider Befehl des Herrn Kurfürsten nach Berlin gekommen ist, so hat doch auch der Prinz von Pfalz Neuburg das Recht nicht dazu, und doch, mein Herr Eckert, sind Sie es, der sich zum Briefträger des schmachtenden Prinzen gemacht hat. Sie wissen doch, daß sich das Schreiben gefunden, welches Sie leichtsinniger Weise in Lützenburg verloren haben?"

Eckert schwankte. Er sah sich in den Händen der verschlagenen Else. Sein Geheimniß war verrathen, und schwere Ahndung konnte ihn treffen. Der Kurfürst hatte geschworen, daß alle Unterhändler in der Heirathsangelegenheit seiner Schwägerin das Schicksal des Italieners Biozzi in Königsberg theilen sollten.

„Fürchten Sie nicht die Rache der Kurfürstin, welche Sie in diesen Skandal verwickeln?" eiferte Hugo Körner.

„Nein. Es ist Etwas vorhanden, das die hohe Dame freundlicher stimmen wird, als Sie glauben — ein Gegenstand aus dem Geschäfte des Herrn Eckert, mehr sage ich nicht. Sie, Herr Körner — Sie haben, glaube ich, allen Grund zu schweigen. Mein Bräutigam steht unter dem Schutz des Gesandten — was wollen Sie mir und ihm anhaben?"

„Und was willst Du mir anhaben, Du ungerathene Person?" schrie jetzt der alte Körner, der bisher der Unterredung zugehört und nun begriffen hatte, um wie

gefährliche Dinge es sich handelte. „Ich bin nicht verwickelt darin. Ich gehe schnurstracks zum gnädigen Herrn. Ich erkläre ihm Alles. Ich bitte nur um Eines: Gnädiger Herr, sage ich, geben Sie mir nur den Herrn Polizeimeister von Berlin, den Herrn de Portz, mit, und das Nest am Frankfurter Heerwege soll aufgehoben werden — im Nu. Vielleicht geht mein Junge, der Herr Prinzipal und noch viel Höheres darüber zum Teufel. — Schade drum. Aber in dem Faust seinem Hause finden wir auch wohl die Leiche des Herrn von Hebenstein und dann habe ich doch das Vergnügen Dich und Deinen Liebsten auf dem Neuen Markte am Galgen enden zu sehen, denn wenn ihr zehn Mal einen Prinzen hineingeschafft habt und zwanzig Verschreibungen des Gesandten, Deinen Galgenvogel von Franzosen schützen, Mörder hängen oder werden einen Kopf kürzer gemacht." —

Durch die Rede des Alten kehrte den Beiden Andern der Muth zurück.

„Lieber selbst leiden, als am Elend eines Andern Schuld tragen," rief Hugo. „Ich will Alles dulden, denn es gilt ein Menschenleben. Else, Sie kommen nicht aus dem Zimmer. Mein Vater, holen Sie den Polizeimeister."

„Auch ich gehe Allem entgegen, was mir bestimmt ist," sagte Eckert. „Ein Menschenleben ist keine Kleinigkeit. Der Polizeimeister herbei!"

Else sah, daß ihre Gegner zum Aeußersten entschlossen waren. Sie erwog schnell die Chancen. Schließlich mußte doch die Partei der Kurfürstin triumphiren. Was auch geschehen sein mochte: Der Kurfürst würde keinesfalls eine Kompromittirung seiner Angehöri-

gen geduldet haben, außerdem war Faviole dergestalt übel berüchtigt, daß man kein Bedenken getragen haben würde, sich eines so schlimmen Mannes mit guter Manier zu entledigen. Else beschloß daher, aus ihrer Niederlage möglichsten Vortheil zu ziehen. —

„Ich bin, Herr Körner, durch Sie in diese Falle gelockt; Sie behaupteten mir gute Dinge mittheilen zu können. Ich traute Ihrem weißen Haare; ich merke jetzt, daß Sie nicht besser sind, als die jungen Schlingel von Bedienten, über die Sie immer schimpfen. Indessen — ich bin in schlimmer Lage. Was bieten mir die Herren, wenn ich den Lieutenant frei mache?"

„Fordern Sie!"

„Aha! Sie glauben, es handele sich um Geld? Nein. Stehen Sie mir für die Freiheit Faviole's, und ich will Ihnen helfen. Alles bleibt Geheimniß, wenn Sie selbst es nicht verrathen. Wollen Sie ihm Etwas anhaben, — wohlan, es sei denn ein Kampf!"

„Wir wollen für Faviole wirken, so viel in unsern Kräften steht. Wir glauben versprechen zu können, daß er ungefährdet bleibt," sagte Eckert.

„Gut denn. Ich muß den Lieutenant hinter Faviole's Rücken befreien. Wenn er es erfährt, wird Alles vereitelt. Vor kurzer Zeit habe ich Faviole an der langen Brücke gesprochen, er ist nicht in der Nähe unseres Hauses. Ich will den Lieutenant noch in dieser Nacht frei machen. Hoffentlich ist er nicht zu ermattet."

„Er ist also nicht tödtlich verwundet?"

„Wir sind keine Mörder, Herr Eckert."

„Sollen wir zu Eurer Hilfe bei der Hand sein?"

„Um's Himmelswillen nicht. Vermeiden Sie Alles, was Aufsehen erregt.

„Brav, Else,“ sagte der alte Körner. „Mach Deine Dummheiten gut. Du wirst sehen: Gott hilft Dir aus der Klemme. Dein Alter soll bei Zeiten umkehren.“

„Ihr habt mir harte Worte gesagt, Papa Körner,“ erwiderte seufzend das Mädchen. „Vielleicht aber dienen sie mir zum Guten. — Noch Eins. Die Kurfürstin will den gnädigen Herrn morgen Mittag sprechen — Faviole will das verhindern, können Sie, Herr Eckert, die gnädige Frau nicht benachrichtigen, wie es besser wäre, wenn solche Unterredung nicht stattfände? ich vermuthe, dabei soll Alles zur Sprache kommen. Ich kann den Hauptmann nicht mehr sprechen.“

„Ich will versuchen, morgen noch vorzukommen.“

„Nun, gute Nacht, Ihr Herren,“ sagte das Mädchen. „Es ist finster, ich muß eilen. Denken Sie an Ihr Versprechen wegen meines Hauptmannes. Folgen Sie mir nicht, denn Sie könnten Alles verderben. Eilen Sie sogleich in die Wohnung des Herrn von Hebenstein, Herr Körner, damit Sie ihn empfangen können, er wird der Stärkung bedürfen.“

Man trennte sich. Else zog ihre Kapote über den Kopf und eilte aus dem Schlosse. — Eckert und Körner sahen sie im Dunkel verschwinden, als Beide über die lange Brücke schritten.

Die Besinnung kehrte dem Lieutenant allmählig wieder. Lichter ward es ihm vor den Augen, sie erweiterten sich und gestatteten ihm, die Dinge, welche ihn umgaben, zu betrachten. Wo war er? Seine Gedanken wirbelten durcheinander. Er durchlebte den Streit, den Kampf mit Faviole, die Lichter tanzten vor seinen

Augen, er hörte das Summen unheimlicher Stimmen, aus diesem Gesumme heraus tönten einzelne Worte und dann befand er sich noch ein Mal in dicker Finsterniß, ein schwerer Hieb traf ihn — bei dieser Erinnerung zuckte er unwillkürlich auf, seine Hand fuhr an sein Haupt — da war es — da brannte es. Er fühlte eine Art von Verband, dieser Verband war naß, er triefte fast, er mußte also erneuert worden sein. Wer waren die Menschen, welche ihn hier pflegten? — Er versuchte das Haupt zu heben. Es gelang. Seine Hände waren zerkratzt, aber sonst zu brauchen, er zog die Beine an sich, auch sie waren unversehrt. — Jetzt betrachtete er das Gemach, in welchem er sich befand. Eine zinnerne, große Lampe, vor welcher ein grüner Papierschirm stand, erleuchtete den Raum. Die Wände waren geweißt, grob getüncht, die Möbel spärlich. Das Fenster von außen durch Läden geschlossen, vor die Thür eine eiserne Stange gelegt. — Hebenstein war ein Gefangener. — Er dachte an Körner, und wie das Pistol auf ihn gerichtet wurde. — Er rief um Hilfe — Niemand antwortete. Eine entsetzliche Stille peinigte ihn; kein Laut, nur der Lampendocht knisterte leise. — Die Augen des Offiziers umflorten sich. Sein Haupt wollte sich in die Kissen zurücksenken — da durchdrang ein Lichtblitz den Schleier. Der Lieutenant glaubte zu bemerken, daß dieses Licht aus dem Boden des Zimmers strahlte. — Ja, der Boden öffnete sich. Ein Mädchen stieg aus der Tiefe. Sie hielt eine Lampe in der Hand, stand bald im Zimmer und schloß die Fallthür.

Obwohl die Sinne des Lieutenants vollständig frei waren, hielt er dennoch im ersten Augenblicke die Er-

scheinung, deren Auftauchen aus dem Boden allerdings etwas geisterhaft aussah, für ein Gespenst. Er richtete sich empor und versuchte die Gestalt näher in's Auge zu fassen.

Bald jedoch überzeugte er sich, daß er kein Gespenst, sondern ein niedliches Persönchen vor sich habe. Er sah, wie das Mädchen vorsichtig die Klappe des Fußbodens schloß, erst rings umher mit dem Lichte leuchtete und dann, den Zeigefinger auf ihren Mund legend, an das Bett des Offiziers trat.

„Wie fühlen Sie sich, mein Herr?" fragte sie mit leiser Stimme.

„Ein wenig betäubt, aber sonst ohne Schmerzen. Mein Hinterkopf brennt," anwortete Hebenstein eben so leise.

„Versuchen Sie, sich zu erheben. Vorsichtig — machen Sie kein Geräusch. — So. Wie ist ihnen?"

Hebenstein hatte sich mit einiger Anstrengung von seinem Lager erhoben. Als er auf seinen Beinen stand, schwindelte ihm. Er tastete mit der Hand umher und faßte die Wand des Gemaches, an der er einenAugenblick lehnte.

Else betrachtete ihn ängstlich.

„Sie kommen als mein Engel, schönes Kind," begann der Offizier, nachdem er tief geathmet. „Ich soll Ihnen meine Befreiung verdanken? Rechnen Sie auf meine Dankbarkeit, auf guten Lohn, wenn die Schurken zur Rechenschaft gezogen werden."

„Mein Herr," sagte Else finster, „ich rechne auf keinen Lohn. Erstens bin ich keine Helfershelferin des Polizei- oder des Stockmeisters. Dann aber — wer sagt Ihnen überhaupt, ob ich Sie befreien will? Wenn

Sie Ihre Freiheit haben wollen, so müssen Sie mir allerdings einen Lohn geben, aber der ist anderer Art, als Sie vermeinen. Sie müssen Ihr Offizierswort verpfänden, daß Sie alles aufbieten wollen, eine Person zu retten, welche schwer in diese, Ihre Angelegenheit verwickelt ist. Geben Sie Ihr Wort, und ich will sehen, daß ich Sie sofort befreien kann."

„Wer sollte das sein? es wird doch nicht — — pah! ich verpflichte mich nicht, meine kleine Räuberin. Ich weiß, daß man mich suchen wird."

„Nur möchte das ein klein wenig Zeit in Anspruch nehmen. Sie sind auf ungewisse Zeit beurlaubt, Herr Lieutenant. Man vermißt Sie also nicht. Sie können lange verborgen bleiben. Die Personen, welche um Ihre Haft wissen, haben alle Ursache zu schweigen. Glauben Sie mir! Unterdessen geht Vielerlei vor sich. Rechnen Sie auf hochgestellte Persönlichkeiten, so täuschen Sie sich. Ein Pfand ist in unseren Händen, das auch Jenen Schweigen auferlegt —"

„Ein Pfand? welches? Du sprichst in Räthseln."

„Doch nicht. Greifen Sie unter Ihr Wamms, Herr Lieutenant. Sie haben die Schleife verloren, welche Sie auf der Brust trugen."

„Welche Schleife! Die — !" rief Hebenstein. „Die Schleife — — ah! — Und was wäre — —"

„Es ist eine Schleife der Kurfürstin, mein Herr, die Sie auf dem Herzen tragen. Wird der Kurfürst Ihnen ein so theures Pfand zu tragen erlauben?"

Hebenstein begriff schnell seine Lage. „Es gilt die Ehre der Kurfürstin," sagte er für sich. „Diese Schleife," sprach er laut, „ist eine Belohnung für treuen Dienst. Indessen, ich sehe wohl, daß in Euren Händen Alles

besudelt wird. Welch' Spiel Ihr treiben wollt, ist mir nicht klar, aber soviel sehe ich: Es soll gewagt werden gegen ein hohes, edles Wesen, dessen Ruhe mir höher steht, als meine persönliche Genugthuung. Wohlan — wer ist es, den ich schonen soll — wer?

„Der französische Hauptmann Faviole. Mein Bräutigam."

„Teufel!" knirschte der Lieutenant. „Das ist viel verlangt. Er hat den Ruhm meiner Niederlage. Was noch?"

„Sie werden schweigen über die Vorgänge in diesem Hause?"

„Ja. Aber eins — Deinem Hauptmann darf ich doch wenigstens Etwas zu Leibe gehen? ihm einen kleinen Schreck einjagen? Das ist die geringste Satisfaktion. Ich muß ihn ferner verhindern dürfen, den Kurfürsten zu sprechen."

„Sei's d'rum. Ich habe Ihr Wort also, daß nichts Ernstes wider Faviole geschieht."

„Mein Ehrenwort, da es denn so sein muß. Aber nun, wer sind Sie? Ihren Namen?"

„Else Faust. Des Wirthes Tochter. Kommen Sie nun!"

Das Mädchen hob die Fallthür empor.

„Wo ist mein Degen?" sagte Hebenstein.

„Faviole hat ihn. Sie dürfen übrigens ohne Sorge sein. Man wird uns nicht bemerken."

Hebenstein folgte dem Mädchen, welches in den Keller hinabstieg. Die feuchte Luft machte ihn zittern. Seine erregten Nerven, die Erschütterung des Kopfes durch den Schlag verursachten, daß er auf der Leiter wankte.

„Halten Sie sich fest," flüsterte Else. „Wir sind gleich unten."

Hebenstein umklammerte die Leiter.

„So nun sind wir da.“

Beide schritten durch den Keller bis zu einer Steintreppe, die in die Höhe führte. An der Kellerthür horchte Else. Alles war still. Sie öffnete leise die Thüre und trat, gefolgt von ihrem Begleiter in den Hof.

„Der Morgen graut,“ sagte sie. „Eilen Sie jetzt. Hier ist eine Kasake und ein Hut. Nehmen Sie! Durch das Hausthor kann ich Sie nicht lassen. Ich öffne Ihnen deshalb die Gartenthür. So — hier.“

Hebenstein hatte den Ueberwurf umgelegt und den Hut in's Gesicht gedrückt.

„Sehen Sie diesen Baumgang, den gehen Sie zu Ende. Dann wenden Sie sich rechts und Sie stehen vor dem Zaune, der unser Grundstück von der Nebenstraße trennt. Biegen Sie die Büsche auseinander, welche vor dem Zaune stehen und schlüpfen Sie durch die Lücke. Leben Sie wohl! Ich habe Ihr Wort —“

Hebenstein ging. Else schloß die Gartenthür. Sie hielt den Athem an, um zu hören. Die Tritte des Lieutenants knirschten ganz leise auf dem Sande. — Endlich verhallten sie.

Da plötzlich tönten laute Stimmen: „Wer da!“ rief es von der Straße, „Hallunke!“ Die Knarre eines Wächters schnarrte, und das Gebell eines Hundes, dem sofort verschiedene andere Vierfüßler-Stimmen nachfolgten, unterbrach die Stille.

Else schloß vor Angst die Augen. Wenn Hebenstein ergriffen wurde, so war Alles vorbei. Die ganze Angelegenheit lag offen vor den Augen der Richter.

Gebell und Stimme schwiegen. — Else schlüpfte durch die Thür des Gartens und suchte in die Nähe

des Zaunes zu gelangen. Sie drückte sich an das Gitter.

„Friedrich," sagte draußen eine Stimme, „hast Du den Kerl gesehen?"

„Ja," entgegnete eine andere Stimme, „ich hätte ihn beinahe eingeholt. Er kam aus Faustens Garten. Es ist einer von den Blumendieben."

„Wo mag er hin sein?"

„Weiß der Guckguck. Er lief dahin nach der Fortifikation zu. Mein Fidel kommt zurück."

„Laß ihn! Faust muß Morgen ein Trinkgeld geben. Wir machen's recht graulich."

Sie entfernten sich. Noch einige Secunden wartete das Mädchen, dann schlich sie beruhigter in das Haus zurück. — —

Lautes Klingeln weckte den Diener in Eckerts Hause. Er erhob sich, um dem spät heimkehrenden Bewohner die Thür zu öffnen.

Als er in den Hausflur schritt, sah er mit Erstaunen, daß der junge Körner im Schlafrocke, ein Licht in der Hand, die Treppe herabkam.

„Sie hier, Herr Hugo?"

„Ja, Karl! geht nur, ich will öffnen. Ich konnte nicht schlafen. Wer es sein wird, kann ich mir denken."

Karl ging in sein Zimmer. Körner öffnete. „Ha!" schrie er. „Sie hat Wort gehalten! meine Ahnung täuschte mich nicht! Sie sind es, Lieutenant Hebenstein."

„Ich bin es," stammelte der Lieutenant. „Schnell in's Zimmer! Ich stürze um. Einen Trunk, einen Stuhl! Halten Sie mich."

Körner umpfing den Wankenden. Die Erscheinung des Lieutenants war angsterweckend. Seine zerfetzten Kleider, die verworrenen Haare, seine röchelnde Stimme — dies Alles versetzte Körner in Besorgniß und er ward erst ruhiger, als er den Lieutenant glücklich und ohne gestört worden zu sein, in das Zimmer gebracht hatte, dessen Thüre er schloß. —

So hatte Hebenstein natürlich den Hergang erfahren. Ihm war vor Allem daran gelegen, die Unterredung Faviole's mit dem Kurfürsten zu hindern.

Daß seine diplomatische Mission gescheitert war — daraus machte sich der Lieutenant kein Hehl. Er war sogar gewissermaßen erfreut, zu sehen, daß er mehr für den Degen bestimmt sei. Es kam ihm nun vor allen Dingen darauf an, zur rechten Zeit dem Hauptmann zu begegnen. Durch Körner hatte er erfahren, daß Faviole die Kurfürstin vor ihrer Unterredung mit dem fürstlichen Gatten sprechen wolle. Daß dies nur auf außergewöhnlichem Wege, wahrscheinlich also auf dem Spaziergange geschehen werde, war dem Lieutenant klar. — Viele Bittende oder um Vergünstigungen Nachsuchende ergriffen die Gelegenheit, welche sich ihnen bei den Promenaden der Kurfürstin bot.

Nach kurzer Ruhe und einem mit Eckert geführten Gespräche lud der Lieutenant daher seine Pistolen, hing einen Degen um und begann etwa um neun Uhr früh die Jagd auf Faviole. — Zu derselben Zeit war Eckert in's Schloß geeilt, die Kurfürstin noch ein Mal zu sprechen. Es war umsonst. — Die Fürstin war bei der Morgentoilette. Die

Dinge mußten ihren Lauf haben; auf Audienz zu so ungewöhnlicher Stunde dringen, das hieße Aufsehen erwecken. — Hebenstein, dem seine Erregung doppelte Kräfte lieh, ging durch die Burgstraße, welche damals noch mit Gärten besetzt war, und wollte soeben die lange Brücke betreten, als er eines Mannes ansichtig ward, der, fortwährend die Fenster des kurfürstlichen Schlosses betrachtend, sich vorsichtig in den Gang drückte, der das Schloß mit dem Dom verband.

Zu jeder anderen Zeit würde dies dem Lieutenant nicht aufgefallen sein, heut beachtete er Alles, und so eilte er dem schwarzgekleideten Manne, dessen Gesicht und Körperkleidung ihm bekannt schienen, zuvorzukommen.

Das gelang ihm, da seine Stellung ihm die Oeffnung des au fden Domplatz führenden Portales möglich machte und er durch die Trabantenwache, welche an jenem Eingange sich befand, schneller in den Lustgarten kommen konnte. —

Hinter dem Wachthäuschen des Hatschiers verborgen, welches ungefähr an der Stelle sich befand, wo heute die Gruppen der Pferdebändiger stehen, sah er den Hofstaat, in dessen Mitte die Kurfürstin sich befand, herankommen und sich später vertheilen.

Kurze Zeit darauf erschien der schwarze Herr. Hebenstein entfuhr ein Triumpfschrei. Es war Faviole. — Der Hauptmann suchte mit den Augen umher, und als er in weiter Entfernung die Kurfürstin nebst Fräulein von Pöllnitz erblickt hatte, eilte er durch die Bosquets und Mandelhecken auf beide Damen zu.

Vorsichtig folgte Hebenstein. — Das Weitere ist dem Leser bekannt.

Als Hebenstein und Faviole sich allein gegenüberstanden, ergriff der Letztere das Wort.

„Schießen Sie, mein Herr," sagte er ruhig.

„Ja, beim Teufel! wie gern erfüllte ich Ihren Wunsch, Herr Hauptmann. Leider muß ich Ihnen diese Gefälligkeit versagen."

Faviole stutzte. Er hatte Hoffnung, sich aus der Schlinge zu ziehen.

„Als Mitglied der geheimen Polizei, die nach dem Muster von Paris hier errichtet werden soll, muß es Ihnen freilich mehr darum zu thun sein, Ihren Fang wohlbehalten in die Hände des Herrn de Portz zu liefern," sagte der Hauptmann höhnisch.

„Ich werde das nicht thun, Herr von Faviole," entgegnete Hebenstein gelassen, den Hahn seines Pistols in Ruhe setzend, „obwohl ich genügenden Grund hätte, Sie auf die Rathswache schleppen zu lassen. Falsches Spiel, Handel mit Menschen, Mordanfall und dergleichen."

„Sie sind ein Geisterseher, Herr Lieutenant. Wenn Sie in einer Spielgesellschaft der Flasche zusprechen und nach ausgeschlafenem Rausche allerlei erlebt haben wollen, so müssen Sie nicht denken, überall willige Gläubige zu finden."

„Ich habe meine Zeugen."

„Herrn Körner etwa?" lachte Faviole.

„Vielleicht, aber ich habe auch schönere Lippen, die meine Aussage bestätigen können."

„Wer könnte denn das sein," sagte Faviole, offenbar unruhig werdend.

„Else Faust, des Wirthes Tochter."

„Ach!" schrie der Hauptmann und verzerrte sein Gesicht. „Die Else, wart' Bestie — hüte Dich. Ich will Dich erwürgen und sollte ich — —"

„Ruhig, Herr Hauptmann. Sie danken diesem Mädchen Ihr Leben."

„Reden Sie, Herr von Hebenstein, ich beschwöre Sie. Ich habe Mittel genug, mich frei zu machen. Aber was ist's mit ihr?"

„So hören Sie denn und setzen Sie sich dabei."

Die Kurfürstin war, noch ganz bestürzt über den aufregenden Vorgang, durch das nächste Portal über die Treppe in das Schloß geeilt. Mit sorgender Miene folgte ihr Fräulein von Pöllnitz.

„Eilen Sie, die Markgräfin herbei zu holen. Ich will hier warten," rief Charlotte und trat in das Antichambre, durch welches sie schritt, um über einen kleinen Korridor in das Bibliothekzimmer zu gelangen. Sie war nur kurze Zeit daselbst verblieben, als die Markgräfin mit der Pöllnitz erschien.

„Durchlaucht, was ist wieder geschehen?" jammerte Louise.

„Fragen Sie nicht. Es ist jetzt keine Zeit für Erklärungen. Wir müssen handeln, kommen Sie mit mir zum Kurfürsten." —

Es währte nicht lange, so erschien der Page, den man zum Kurfürsten mit der Anzeige gesendet hatte, daß Sophie Charlotte ihren Herrn zu sprechen wünsche, wieder im Bibliothekzimmer und meldete, indem er die Thüren öffnete: „Seine Durchlaucht der Kurfürst." —

Friedrich kam zu seiner Gattin.

„Treten Sie schnell dort hinter das Repositorium, Louise," flüsterte die Kurfürstin. „Er darf Sie nicht

sogleich sehen. Daß er hierherkommt, ist schon ein gutes Zeichen."—

Friedrich trat ein. — Er ging auf Sophie Charlotte zu, küßte ihr die Hand und führte sie zu einem Sessel.

„Ei, was verschafft mir das Glück, meine Kurfürstin zu dieser Stunde begrüßen zu können? wo ich sonst nur den schweren Geschäften des Staates mich widmen darf," sagte Friedrich galant.

„Mein Herr und Gatte, ich bringe keine angenehme Beschäftigung für Sie."

„Ciel! Durchlaucht und was könnten Sie, meine Geliebte, mir Unangenehmes bringen?"

„Ich will eine Wolke verscheuchen, die am Himmel unseres Familienglückes heraufzieht. Wir haben Beide lange genug gelitten; unter der Last kleinlicher, häuslicher Verwirrungen, die uns durch Mitglieder Ihres erhabenen Hauses bereitet wurden, sind unsere frohe Laune, unsere Zufriedenheit fast erlegen. Sie werden, mein theurer Gemahl, mir sicher beistimmen, wenn ich sage — so Etwas darf nicht wieder geschehen." —

Sie reichte dem Kurfürsten ihre schöne Hand.

„Und wer wagt es!" rief Friedrich, „auf's Neue solchen Embarras zu machen?"

„Diejenige Person, welche leider schon seit Jahren bemüht war, den Frieden dieses hohen Hauses zu stören, der dunkle Schatten, der auf diesem lichtvollen Bilde lagert — Ihre Stiefmutter."

„Ha! ich dachte es!" rief der Kurfürst aufspringend und an das Fenster eilend. „Was hat sie wieder, dieser alte Dämon? gehen die Erbschaftsstreitigkeiten auf's Neue an? das Testament ist zerrissen."

„Die Sache ist unbedeutender. Es betrifft eine Angelegenheit, die Ew. Durchlaucht nur allein nach Ihrem Willen regeln wollen. Ich selbst würde mich daher fern gehalten haben. Allein man geht so weit, meine Person in die Netze einer Intrigue zu verwickeln, mich in das Getriebe von Ränken zu ziehen, die von Abenteurern, Industrierittern und Bedienten geschmiedet und durchgefochten werden."

„Ihre Person? die Gattin des Kurfürsten?" sagte Friedrich mit erstauntem Blick. — „Ach! das geht zu weit. Ich gelobe Ihnen, Madame, die glänzendste Genugthuung. Sprechen Sie Nichts zu Ihrer Rechtfertigung. Ich würde es für Beleidigung Ihrer hohen Person halten, wollte ich Sie dazu auffordern, könnte ich nur glauben, daß Sie einer Rechtfertigung bedürften. Nein — nur den Thatbestand dieser Affaire dangereuse will ich wissen. Sprechen Sie, Sophie."

Die Kurfürstin ließ ein Lächeln des Triumphes über ihr reizendes Gesicht gleiten. „Ich danke Ihnen mein Gemahl," sagte sie mit bezaubernder Stimme. „Sie thun Recht, wie immer, wenn Sie nicht an mir zweifeln. So hören Sie."

Sophie Charlotte begann nun, die um Louisens Besitz gesponnenen Intriguen zu enthüllen. Die Erzählung war ein Meisterstück weiblicher Salonpolitik. In feiner, höchst wirkungsvoller Art und Weise wußte die Kurfürstin die Ereignisse so zu entrollen, daß die Partei Pfalz-Neuburg und deren Machinationen, der Brief Eckerts, Hebensteins Abenteuer, kurz alles dem Kurfürsten verborgene Gebliebene entweder in vollständige Nacht versank oder mit einem Schleier bedeckt

wurde, der die Dinge rosenfarbig erscheinen ließ. Sie schilderte dagegen lebhaft und mit düsteren Farben malend die Scene bei der alten Kurfürstin, sie verschwieg den Umstand, daß Louise unterschrieben hatte.

„Und also," endete sie ihren Bericht, „Durchlaucht, ward ein Ihnen anvertrautes Wesen, das Vermächtniß Ihres in Gott ruhenden Bruders, die Schutzbefohlene Ihres hochseligen Vaters — gezwungen, durch dreiste Einschüchterung, einem Manne die Hand zu reichen, den sie nicht liebt, mit dem sie nicht glücklich sein kann, schon deshalb nicht, weil Ihre Hohe Hand die Bestätigung der Ehe nicht unter den Heirathsvertrag setzen wird. Ach! Durchlaucht, wenn dies geschehen darf in dem Bereiche Ihrer Staaten, was sind wir denn noch in den Augen der fremden Gesandten, die uns vielleicht beim nächsten Hoffeste mitleidig lächelnd betrachten."

„Genug!" schrie Friedrich. Dann sich sammelnd, setzte er sanfter hinzu: „Gezwungen? ich kann es kaum glauben. Man wagte es — —?"

„Durchlaucht zweifeln?" rief die Kurfürstin. „Wohlan denn, so hören Sie die Betrogene selbst. Ich habe Sie vor Ihren höchsten Richterstuhl geladen." —

Sie erhob sich schnell, eilte hinter das Büchergestell und zog die bleiche, zitternde Markgräfin hervor.

„Reden Sie, Louise — Sie sprechen zu Ihren Freunden!"

Die Aengstlichkeit der Markgräfin schmeichelte dem Kurfürsten. Er sah es gern, wenn man sich vor ihm ein wenig fürchtete.

„Reden Sie frei, meine schöne Schwägerin," sagte er in gütigem Tone. „Ich werde entscheiden. Sie werden mich bereit finden, Ihr Recht zu schützen."

Die Markgräfin wollte eben beginnen, zu sprechen, als ein heftiges Geräusch an der, in das Vorzimmer führenden Thüre hörbar wurde.

Höchst unwillig wendete sich der Kurfürst um, die Blicke der Damen folgten den seinigen. Alle drei Personen erstarrten aber fast über die beispiellose Keckheit, mit welcher ein reichgekleideter Mann, den diensthabenden Pagen bei Seite schob, die Thürflügel aufriß und schnell, zwar mit tiefer Verbeugung, aber ohne ein Wort der Entschuldigung zu sprechen in das Zimmer trat.

„Prinz Jakob!“ riefen die Damen erschreckt und erstaunt. „Sie sind es, Prinz Sobiesky! Sie haben die Kühnheit —“ eiferte der Kurfürst. — „Sie wagen es — —“

„Ew. Durchlaucht persönlich um die Gnade einer Audienz zu bitten,“ sagte der Prinz sich mehrmals verneigend. Dann richtete er sich hoch auf und erwartete des Kurfürsten Antwort. — —

War Friedrich nun auch im höchsten Grade pikirt über das dreiste Gebahren des Prinzen, so hielt doch gleich das Bewußtsein: es stehe ihm ein Fürst von Geblüt gegenüber — jeden Ausbruch des Zornes zurück.

Diesem Gefühle für die Würde seiner Stellung und der aller Throngenossen wußte der Kurfürst stets in den schwierigsten Lagen nachzugeben. Er trat deshalb ruhiger auf den Prinzen Jakob zu und sagte:

„Sie haben gefehlt, mein Prinz. Schwer gefehlt. Was werden meine Lakaien dazu sagen?“

Der Prinz ward feuerroth und senkte das Haupt. Der kalte, ruhige Verweis hatte ihn tief beschämt. Als er jedoch ein wenig aufblickend das triumphirende

Lächeln der Kurfürstin bemerkte, ergriff ihn Reue über seine, wie er sogleich einsah, erwünschte Niederlage. Er nahm die Hand des Kurfürsten, zog sie, nach sarmatischer Weise, an seine Brust und begann dann mit kräftiger Stimme:

„Der Zweck der Anwesenheit Ihrer Durchlaucht der Frau Kurfürstin ist mir kein Geheimniß. Es gilt meine Bewerbung zu hintertreiben, eine Bewerbung, welche nicht allein durch die Stimme meines Herzens, sondern auch durch die Klugheit geboten wird, denn nicht allein meinem Stamme nur, auch der Person der Durchlauchtigen Prinzessin muß an dieser Verbindung gelegen sein; es ist Ew. Durchlaucht vielleicht noch nicht bekannt, daß in dem Friedenstraktate von Wehlau ein geheimer Paragraph vorhanden ist, demzufolge die Hand der Markgräfin einem polnischen Prinzen zufallen muß, wenn die reichen Besitzungen ihr Eigenthum bleiben sollen."

„Meine Gattin hat mich davon so eben unterrichtet. Ich gebe mich nicht mit den perfiden Winkelzügen und Minuaderien ab, die sich bei Testamenten und pactes des familles die Muhmen oder Vettern zurechtdrechseln," sagte der Kurfürst stolz, „übrigens würde das Reichsgericht die Entscheidung ob einer solchen *eigenmächtigen*, hinterlistigen Handlungsweise zu *fällen haben und da* die Herren in Rom ihre heiligen Hände hineinstecken, bin ich nicht gesonnen, ruhig zuzuschauen. Ihnen aber, mein Prinz, muß ich sagen, daß Sie mit der Thür in's Haus fallen. Ich fragte um Aufschluß Ihres ungestümen Eindringens wegen und Sie antworten mir mit der Politik und dem Heirathsprojekt. Mon Dieu! was soll das? wie kommen Sie überhaupt hierher?

seit wann ist es Sitte, daß Besuche auswärtiger Herrscher dem brandenburgischen Hofe nicht vorher notificirt werden? muß ich nicht meine Zustimmung ertheilen?"

„Durchlaucht, halten zu Gnaden. Es ist eben so gut Sitte, daß ein fremder Prinz sich inkognito an irgend einem Hofe aufhalte."

„Und was treiben Sie hier? Wer hat Ihnen den Eingang nach Berlin geöffnet? Da liegt die Intrigue, von der ich schon längst in Kenntniß gesetzt bin."

„Diese Intrigue betreffend, so geruhen Durchlaucht mir ein Schweigen darüber zu bewilligen. Ich bin einmal da. Die erste Frage erlaube ich mir dahin zu beantworten, daß ich die Merkwürdigkeiten und Schönheiten Berlin's kennen lernen wollte. Ew. Durchlaucht werden nicht in Abrede stellen, daß die Frau Markgräfin zu den Letzteren gehöre. Auch kam ich eben heute, mich vorzustellen."

„Nicht übel aus dem Panneau geschlüpft — ich muß es sagen. Aber mein Wille geht Allem vor. Ihr Besuch war verboten — dessenungeachtet erscheinen Sie; Sie treten mit einer Gewißheit à la vainqueur auf. Wenn Sie die Schönheiten meiner Residenz kennen lernen wollen — eh bien — ich habe Nichts dagegen, ganz entschieden aber verbiete ich Ihnen, Versuche zu machen, irgend ein seltenes Kleinod, einen bewundernswerthen Gegenstand entwenden zu wollen."

„Durchlaucht!" rief Jakob Sobiesky auffahrend.

„Entwenden! mein Herr Inkognito — da Sie selbst Ihren offiziellen Charakter abstreifen. Sie haben das versucht bei meiner Schwägerin, der Markgräfin."

„Ich könnte mich mit Ew. Durchlaucht in scharfen Disput darüber begeben. Aber ein Mal hält mich die

Ehrfurcht davon zurück, welche ich Ew. Durchlaucht schulde, dann aber glaube ich, Beweise in Händen zu haben, um mich bei Ihnen, gnädigster Herr, sofort von dem Verdachte einer Anwendung unerlaubter Mittel zur Erreichung meines Zweckes, reinigen zu können. Ich übergebe es hiermit zur gnädigen Durchsicht Ew. Liebden. Der Kurfürst prüfe."

Bei diesen Worten zog der Prinz ein Papier aus den Falten seines Ueberwurfes hervor und reichte dasselbe dem Kurfürsten. Friedrich schlug es auseinander. Schnell durchflogen seine Augen die Schriftreihen. Es war das Dokument, welches die Markgräfin Louise im Zimmer der alten Kurfürstin zu Potsdam unterzeichnet hatte. Es enthielt die Einwilligung Louisens zur Heirath mit Jakob Sobiesky.

Kurfürst Friedrich sah empor; seine Blicke, in denen ein Vorwurf zu lesen war, fielen auf Sophie Charlotte, sie schweiften hinüber zur Markgräfin.

„Ich wollte es nicht glauben," sagte er mit strengem Tone, „Sie haben das geschrieben, Frau Schwägerin, es sind Ihre Schriftzüge. Haben Sie es geschrieben?"

Die Markgräfin stammelte.

„Ich ward überlistet — eingeschüchtert. Ich will nicht."

„Haben Sie es geschrieben?" fragte Friedrich heftiger werdend.

„Ich habe es geschrieben, ja!" seufzte die Markgräfin.

„Sie durften nicht schreiben. Sie haben sich selbst geschlagen."

Der Kurfürst faltete das Dokument zusammen und reichte es dem Prinzen zurück.

„Nehmen Sie," sagte er gelassen. „Meine Schwägerin hat über ihre Zukunft entschieden, mir bleibt Nichts mehr zu thun. Ich kann nicht meinen Segen geben zu einer Verbindung, die ich nicht gewünscht, die aber geschlossen wird durch Leute, welche meinem Herzen fern stehen. Ich habe es redlich gemeint, und von jetzt an soll ein Jeder, der bei dem Abschluß die Hand im Spiele gehabt, meine Ungnade erfahren. Ihnen, mein Prinz, sage ich: Wer den Vertrag umstößt, den Sie mit der Markgräfin geschlossen, sei es durch Mittel der List oder Gewalt, ich werde ihn nicht daran hindern. Aug um Auge — Zahn um Zahn. Ich kann Sie nicht durch einen Befehl aus Berlin entfernen. Bleiben oder Gehen steht in Ihrer Willkür, aber als Prinzen von Geblüte, als Gast meines Hofes betrachte ich Sie nicht."

„Das ist schmerzlich für mich, Durchlaucht," entgegnete Sobiesky, „und ich halte es daher für das Beste, mich den Augen Ew. Durchlaucht zu entziehen. Betrachten Sie die Sache als ein Werk höherer Gewalt. Mein Ziel ist erreicht. Noch heute Abend kehre ich nach Warschau zurück."

Er neigte sich tief vor dem Kurfürsten und den Damen und verließ das Gemach.

Ohne die Markgräfin eines Blickes zu würdigen, reichte Friedrich seiner Gattin den Arm und verließ mit ihr ebenfalls die Bibliothek. Die Pagen öffneten die Thüren des Vorzimmers, welches mit Hofleuten angefüllt war. Grüßend schritt das hohe Paar durch die

Menge. Am Ausgange fielen ihre Blicke auf einen bleichen, ernsten Mann — es war der Lieutenant Hebenstein.

Der Kurfürst prallte ein wenig zurück. Er trat, die Kurfürstin am Arm haltend, dicht auf den Offizier zu. „Sie haben sich herrlich aus der Affaire gezogen, mein Lieutenant. Statt meine Parthie zu gewinnen, lassen Sie mich eine Niederlage erdulden. Sie haben Nichts gethan — gar Nichts. Ihre Zeit haben Sie müßig hingebracht."

„Durchlaucht halten zu Gnaden! Ich kann beweisen — —"

Die Kurfürstin legte verstohlen den Finger auf den Mund. Hebenstein schwieg.

„Nichts können Sie beweisen," fuhr der Kurfürst halblaut fort. „Mein größter Chagrin ist es, daß der Polenprinz die Glorie davon hat. Jedem — Jedem — hätte ich es gegönnt, aber ihm gerade nicht."

„Gnädigster Herr!" erwiderte Hebenstein, „die Zeit wird mich rechtfertigen. Das Spiel ist noch nicht aus, wenn Durchlaucht nicht befehlen, die Karten wegzuwerfen.

„Im Gegentheil, mischen Sie sie aufs Neue."

„Ich darf also handeln, wie ich will?"

„Wie Sie wollen. Nur nicht den Polen, der mich hintergangen. Revanche — Revanche."

„Ich werde sie nehmen, Durchlaucht."

Kurfürst und Kurfürstin gingen durch das innere Portal zu ihren Gemächern. Hebenstein blieb im Korridor zurück. Finsteren Blickes schritt an ihm der mächtige Minister von Danckelmann vorüber, den Offizier argwöhnisch betrachtend. „Wieder so ein artiges Herr-

chen vom Degen", murmelte Danckelmann, „der zu Gott weiß welchen Dingen gebraucht werden soll. Er muß springen. Ich habe so Allerlei von Intriguen gehört, die hier auf und nieder wogen. Verschaffen wir uns Klarheit." „Herr de Portz," rief er einem stattlichen Manne zu, welcher grüßend ihm vorbei ging: „Auf ein Wort." Der Minister ergriff den Arm des Polizeimeisters. Beide stiegen, in eifrigem Gespräche begriffen, die Treppe hinunter.

Die Unterhaltung Hebensteins mit dem Hauptmann Faviole hatte den letzteren überzeugt, daß Else nur durch die dem Hauptmann drohende Gefahr bewogen worden sei, die Flucht des Eingeschlossenen zu bewerkstelligen. Wie die Dinge ein Mal sich gestaltet hatten, sah der Hauptmann wohl ein, daß er am Besten daran thun würde, auf Unterhandlungen einzugehen. Gleichwohl mußte er sich sagen, daß er immerhin noch Waffen genug gegen seine Widersacher in Händen habe, um mindestens einigen Skandal erregen zu können.

„Was also," fragte der Hauptmann den Lieutenant, „was beschließen Sie nun zu thun?"

„Sie haben gehört, Herr von Faviole," entgegnete Hebenstein, „daß es mein Wille ist, jede Anstrengung des Prinzen Sobiesky zu vereiteln. Sorgen Sie dafür, daß er Berlin verlasse."

„Sie werden selbst einsehen, wie ich nicht im Stande bin, den Prinzen von hier zu entfernen. Ich habe mich nur anheischig gemacht, Sie außer Thätigkeit zu setzen und dadurch den Eintritt des Prinzen in Berlin zu bewirken; das ist mir gelungen, und für Weiteres habe ich nicht Sorge zu tragen. Wenn Sie, mein Herr, Ihre Anstrengungen zu Gunsten der Befehle Seiner

Durchlaucht machen wollen, so steht das bei Ihnen. Meine Arbeit ist zu Ende."

„Sie verbergen noch Etwas, Herr Hauptmann. Sie sind in meiner Gewalt, ich benutze mein Uebergewicht. Ich fordere von Ihnen die Auslieferung eines Pfandes, das Sie mir, als ich ohnmächtig in Ihren Händen blieb, entrissen: die Schleife. Sie dürfen es nicht behalten."

„Und wenn ich mich weigerte, es herauszugeben?"

„Dann, Herr von Faviole, erinnere ich mich Ihrer Wirksamkeit in dem Faust'schen Hause und gebrauche die Waffe gegen Sie, welche Mordanfälle vereitelt," sagte der Lieutenant, indem er den Lauf der Pistole blinken ließ. „Ein Schuß — ein Druck — Sie sind auf ewig verstummt. Man wird herbeikommen, man wird mich bei Ihrer Leiche finden — ich bin dessen gewiß. Nun denn — ich enthülle das ganze Geheimniß; Sie können nichts mehr ausplaudern, was den von mir verehrten Personen nachtheilig werden könnte. Das Mädchen, von Ihrer Macht erlöst, wird sich hüten, zu sprechen, denn nur unter der Bedingung vollkommenen Schweigens würde man ihr und dem Vater Gnade zusagen. Der Schutz des Gesandten mag sich an Ihrer Leiche bewähren. Ich habe den Uebertreter kurfürstlicher Befehle gerichtet. Die Schleife, Herr Hauptmann, oder — —."

Er hob die Pistole.

Die drohenden Blicke des Offiziers, sein energischer Ton überzeugten Faviole, daß er einen zum Handeln entschlossenen Gegner vor sich hatte. Der Abenteurer warf einige Worte von Verrath, Treubruch ꝛc. hin, lugte verstohlen um sich, da aber keine Gelegenheit zum

Entwischen sich zeigte, fuhr er mit der Hand krampfhaft in die Seitentasche seines Rockes, holte ein Papier daraus hervor, welches er zerknitterte und dem Lieutenant in seine vorgestreckte Linke drückte. Hebenstein nahm es, ohne dasselbe zu betrachten; er hielt die Pistole und verwendete kein Auge von der Gestalt Faviole's, dessen Ränke oder Ueberfall er fürchtete.

„Oeffnen Sie das Papier," sagte er, „ich muß wissen, ob der Inhalt richtig ist."

Faviole zerriß die Umhüllung, die Schleife war darin. Hebenstein barg sie auf seiner Brust.

„Wir sind quitt, Herr Hauptmann," sagte er, die Pistole senkend. „Schweigen um Schweigen."

„Der Kampf ist beendet!" scherzte Faviole aufstehend.

„Nicht doch, Herr von Faviole. Das wäre feig von Ihnen und demüthigend für mich. Setzen wir das Spiel fort. Sie sind im Gewinnste — dessenungeachtet biete ich Ihnen an, die Partie weiter zu spielen. Halten Sie Ihren Freier aufrecht, aber seien Sie überzeugt, daß ich Alles anwenden werde, um ihn zu stürzen, seine Anschläge zu vernichten und mich zu rächen, indem ich Ihr Spiel verderbe."

„Das heißt brav gesprochen, Herr von Hebenstein," rief der Hauptmann," Sie gestehen Ihre Schlappe ein, aber Sie wollen die Scharte auswetzen. Kämpfen wir weiter! Wir wissen, wie wir mit einander stehen; künftig brauche ich keine Oubliетten oder sonstigen Gefängnisse. Von heute an mögen Sie mir wieder gegenüber treten, und das Glück sei Ihnen in der Intrigue ebenso hold, als es bei Führung des Degens und der Pistole gewesen ist."

„Ich lasse mich nicht gerne dupiren; deshalb erneuere ich den Kampf. Noch Eins: Körner wird in Ruhe gelassen?"

„Ohne Sorge, es ist meine eigene Sicherheit!"

„Adieu, Herr Hauptmann!"

„Auf Wiedersehen, Herr Lieutenant!"

„Die Ehre des Höchsten ist gewahrt, das andere mag sich finden!"

Hebenstein verschwand in den Bosquetten und eilte in's Schloß, wo seine nicht eben ermuthigende Begegnung mit dem Kurfürsten stattfand.

Sämmtliche, in die Angelegenheiten der Markgräfin verwickelten Personen gingen in höchst niedergeschlagener Stimmung einher. Die Kurfürstin und die Markgräfin, weil sie ihr Spiel und ihre Lebenshoffnungen verloren geben mußten, der Kurfürst, weil er sich hintergangen sah und wider seinen Willen selbst nicht ein Mal den Schleier vollständig lüften durfte, um nicht möglicher Weise noch unangenehme Erfahrungen zu machen; Hebenstein endlich, weil er einen Theil seines Kredits eingebüßt und trotz der Erlaubniß des Kurfürsten, sich revanchiren zu dürfen, jede Möglichkeit, eine Genugthuung sich zu verschaffen, abgeschnitten sah.

In dieser unangenehmen Gemüthsverfassung überraschte den Lieutenant der Abend, den er brütend über allerlei Plänen in seinem Zimmer erwartet hatte. Noch ermattet von den Anstrengungen und Erregungen der vergangenen Stunden, halb schlafend auf seinem Ruhebette liegend, hörte er auf den Gängen des Eckert'schen Hauses ein Geräusch. Gewöhnt, in

Folge der spannenden Ereignisse auf Alles zu achten, öffnete Hebenstein die Thür und bemerkte, wie zwei ihm vollständig fremde Leute in Reisekleidern die Treppen zum obersten Stock hinaufgingen. Sie machten dabei, wie es schien, absichtlich Lärm, denn es gab eigentlich Nichts, worüber sie unzufrieden oder aufgeregt sein konnten. Hebenstein wollte seinem Erstaunen durch Fragen, an den begleitenden Kommis gerichtet, Luft machen, als schnell und leise Herr Eckert in des Lieutenants Zimmer eintrat.

„Herr von Hebenstein," begann der Kaufmann, „wir sind uns in letzter Zeit einander näher gerückt; wir vertreten hohe Interessen, ich betrachte Sie als einen Freund meines Hauses — außerdem sind Sie mir einen kleinen Schadenersatz für die Angst schuldig, welche Sie mir durch Entwendung des Briefes verursacht. Ich weiß, daß Sie auf Alles genau achten, was mit der Heirathsangelegenheit der Markgräfin zusammenhängt; ich komme Ihnen also offen entgegen und bitte Sie, mein Geheimniß oder vielmehr das eines Andern zu ehren und nicht durch Nachforschungen die Betheiligten zu ängstigen."

„Alle Teufel, schon wieder Geheimnisse? sie nehmen kein Ende," brummte der Lieutenant, „nun was soll's!"

„Sie haben die Fremden bemerkt, welche die Treppe heraufkamen. Sie machten absichtlich Lärm, um jeden Verdacht der Geheimhaltung abzuwälzen. Diese Fremden gelten bei meinen Leuten für Geschäftsfreunde aus dem Elsaß, die bei mir ihre Wohnung nehmen. Allein dem ist nicht so. Einer dieser Fremden ist — —"

„Nun? wer ist's denn?" fragte ungeduldig der Lieutenant.

„Der Pfalzgraf Karl von Neuburg."

„Der Freier der Markgräfin?" rief Hebenstein sich in die Hände klatschend.

„Er selbst. Um Gotteswillen Schweigen."

„Ah, mein bester Eckert," entgegnete der Lieutenant mit schlauem Lächeln, „da muß ich bedauern, Ihnen kein Schweigen angeloben zu können."

„Lieber Himmel — Sie wollten?"

„Pfalzgraf von Neuburg? das ändert die Sache. Ich bedauere, bester Freund, zum zweiten Male Ihr böser Engel sein zu müssen, aber ich kann nicht anders; indessen beruhigen Sie sich — ich glaube, die Sache wird sich günstig gestalten."

„Herr," rief Eckert, „Sie werden doch nicht —?"

„Die Entdeckung veröffentlichen? gewiß, Herr Eckert, aber in einer für uns Beide vortheilhaften Weise. Sie haben mir Schweigen anempfohlen — ich fordere es von Ihnen. Lassen Sie mich machen, ich stehe für einen guten Ausgang." —

Nach einigen vergeblichen Einwänden ging Eckert getröstet aus dem Zimmer.

„Viktoria!" sagte der Lieutenant zu sich selber, „das Glück ist mir günstig. Ich wollte fast verzweifeln. Der Augenblick der Revanche naht. Die Person ist gefunden, mein bester Herr Hauptmann, welche Ihren Polenprinzen aus dem Sattel hebt und ihn in den Sand der Rennbahn schleudert. Der Kurfürst wird mit mir zufrieden sein."

Er verließ sein Zimmer, ging in das Gewölbe des Kaufmanns und trat mit diesem in eine Ecke.

„Sorgen Sie dafür, daß der Pfalzgraf morgen vor

Sonnenuntergang Ihr Haus nicht verlasse; hören Sie? das Weitere sollen Sie erfahren."

Er schritt aus dem Hause und eilte in das Schloß; hier ließ er den wachthabenden Lieutenant rufen.

„Herr Kamrad," redete er den jungen Mann an, „Sie haben morgen den Dienst?"

„Ja, lieber Hebenstein."

„Sie werden mir Ihren Posten für morgen abtreten; haben Sie die Güte, dem Obersten mitzutheilen, daß ich es im Dienste des gnädigen Herrn Kurfürsten mir erbitte. Er weiß Bescheid der Herr Oberst. Morgen früh um 7 Uhr bei der Reveille bin ich hier."

Die Officiere grüßten und trennten sich.

Am folgenden Tage saß der Lieutenant Hebenstein auf einem Feldstuhle vor dem Wachtzimmer des Schlosses, da, wo heut das Portal zunächst der Schloßapotheke sich befindet. Von hier aus konnte er den Lustgarten ziemlich überschauen. Gegen 11 Uhr bemerkte er auch einige Pagen, und bald darauf erschien die Kurfürstin mit der Pöllnitz; hinter ihnen gingen zwei Kammerfrauen, der Kammerdiener einen Sessel nachtragend, und der Leibmohr mit dem Sonnenschirm.

Sobald sich die Gruppe zwischen die Hecken verlor, verließ Hebenstein seinen Platz. Er suchte auf kürzerem Wege in die Nähe der Kurfürstin zu gelangen.

Endlich befand er sich ihr gegenüber; Sophie Charlotte gab ihm ein Zeichen, näher zu treten. Die Pöllnitz befahl dem Kammerdiener den Sessel niederzusetzen; die Kurfürstin nahm Platz darauf. Da beide Kammerfrauen der Hausordnung gemäß in der Ferne stehen bleiben

mußten, und der Mohr, Hamet, nur sehr unvollkommen deutsch verstand, so konnte der inzwischen wie zufällig herbeigekommene Lieutenant ohne Scheu sprechen.

„Zunächst eine Beruhigung für Durchlaucht, wenn Sie beängstigt darüber sein sollten — die Schleife ist in meinen Händen," sagte der Lieutenant.

„Gott sei Dank! Erzählen Sie weiter."

Hebenstein schilderte seine Unterredung mit Faviole.

„Leider," sagte die Kurfürstin, „ist ein Theil der Schlacht verloren; Prinz Jakob reist mit der Unterschrift der Markgräfin nach Warschau; wollten wir auch Anstrengungen machen, die Uebereinkunft umzuwerfen, in wessen Namen sollte dies geschehen? es scheint, daß jede weitere Bewerbung aufgegeben ist."

„Das scheint nur so, Durchlaucht. Ich muß leiser reden und habe eine Mittheilung von großer Wichtigkeit. Wenn Ew. Durchlaucht und Sie, mein gnädiges Fräulein, dieselbe vernehmen, unterdrücken Sie jede Bewegung. Das Dienstpersonal darf durchaus Nichts merken!"

„Sie foltern uns, Lieutenant; was ist wieder geschehen?"

Hebenstein legte sein Gesicht in heitere Falten, blickte in die Höhe und wies mit der Hand nach dem Schlosse, als ob er den Damen irgend etwas in der Ferne Befindliches zeigen wollte, dann sagte er halblaut:

„Der Pfalzgraf von Neuburg ist hier."

Die Kurfürstin zerdrückte fast den Stiel ihres Fächers, um den Schrei, der ihrer Brust entschlüpfen wollte, zu ersticken. Fräulein von Pöllnitz schrie wirklich auf, beugte sich aber sogleich zur Erde, um glauben zu machen, irgend eine seltene Naturerscheinung sei in dem Grase

des Beetes zum Vorschein gekommen und habe ihr den Ausruf der Verwunderung entlockt.

„Sie scherzen, Lieutenant," sagt die Kurfürstin; „wo wäre er?"

„Im Hause Eckert's, der es mir vertraute. Die Zeit drängt, Durchlaucht; wir müssen siegen, und wenn ich auch den Auftrag hatte, beide Freier zu verscheuchen: seitdem ein Strahl der Gnade von Ew. Durchlaucht auf mich fiel, gehöre ich Ihnen; zudem scheint der Gnädigste selbst es nicht ungern zu sehen, wenn der Polenprinz verdrängt wird. Eine Zusammenkunft mit der Frau Markgräfin wäre das Nothwendigste für den Pfalzgrafen."

„Wie soll sie bewerkstelligt werden? ich will Alles thun für die Markgräfin, aber meine Hand selbst muß aus dem Spiele bleiben."

„Gewiß, Durchlaucht, gewiß, ich habe darüber schon nachgedacht; verschaffen Sie mir vor allen Dingen nur eine Empfehlung, ein Zeichen, mit welchem ich mich bei dem Pfalzgrafen einführen kann."

„Senden Sie Eckert zu mir, er soll das Brandebourg an Sie übergeben, das ist die beste Empfehlung; die Markgräfin wird in Kenntniß gesetzt; wann soll sie den Pfalzgrafen erwarten?"

„Punkt elf Uhr heute Nachts; ich führe die Runde des Schlosses."

Der Lieutenant verabschiedete sich mit tiefer Verbeugung.

Drei Stunden später erhielt Hebenstein durch Eckert die Spange, welche schon ein Mal als Erkennungszeichen gedient hatte. Gegen vier Uhr Nachmittags eilte er auf einen Augenblick in das Haus des Kauf-

manns; als er wieder auf der Schloßwache eintraf, war Alles mit dem Pfalzgrafen verabredet, der sich von seinem Erstaunen nicht erholen konnte, so unerwartete Bundesgenossen gefunden zu haben.

In der Roßstraße Nr. 3 wohnte der kurfürstliche Hofschneider Büder; er hatte außer seinem kleinen Wohnhause auch eine Bude inne, welche zu den sogenannten „Derfflinger'schen Buden“ gehörte; man hieß so eine Anzahl kleiner Verkaufsläden, welche auf dem Grundstücke des Feldmarschalls von Derfflinger standen, das sich am Köllnischen Fischmarkte Nr. 7 befand und noch heute unverändert erhalten ist. Die Buden standen auf dem Raume, den heute die Häuser von Nr. 31 der Roßstraße bis zur Ecke des Fischmarktes einnehmen.

Vor diesen Verkaufsgebäuden war häufig eine Art von Müßiggängerbörse etablirt. Man kam hier zusammen und holte allerlei Neuigkeiten ein. Der Schneidermeister beschäftigte eine ziemlich große Anzahl Gesellen, da er auch für die Armee, namentlich für die Garde arbeitete. Unter seinen Gesellen hatte er, den Anforderungen der Zeit zu genügen, einige französische Arbeiter aufgenommen.

Gegen Ende des vorerwähnten Tages fand vor der Bude des Schneidermeisters eine sehr lebhafte Unterhaltung in französischer Sprache statt; die beiden Plauderer waren der im Innern des Gewölbes befindliche Geselle und ein junges, vor dem Gitter stehendes Mädchen. Daß Landsleute sich bald zu einander finden, ist begreiflich, und da außerdem die Gehülfen des Hofschneiders häufig im Schlosse verkehrten, so mußten sie mit den Persönlichkeiten von dorther ziemlich gut bekannt

sein. Daher kam es, daß Demoiselle Lolotte, Kammerjungfer des Fräulein von Groschewska, in gutem Vernehmen mit dem französischen Gesellen Büders, Herrn Simon, stand.

Lolotte konnte im Vorübergehen nicht umhin, ihrem Landsmanne guten Tag zu wünschen und dabei ihr Erstaunen auszudrücken, daß derselbe so erhitzt aussehe.

„Ich schließe gleich die Bude," sagte Simon, „dann begleite ich Dich ein Stück Weges."

„Kaum hast Du Dich erholt, Simon," sagte Lolotte, „Du hast viel zu thun!"

„Es geht; ich wäre schon früher fertig gewesen, wenn nicht ein Stück außergewöhnlicher Arbeit noch kurz vor Thoresschluß gekommen wäre."

„Ei! bringt's etwas ein?"

„Mir doch nicht, nur dem Herrn; eigentlich sollte ich aber dafür mitbezahlt werden, wenn auch keine Arbeit dabei war."

„Wie meinst Du das?"

„Ja nun," lachte Simon und blinzelte pfiffig mit den Augen, „es scheint so ein kleines Geheimniß dabei zu sein."

„Ach, Simon, wie liebe ich die Geheimnisse! Laß doch hören, auf meine Verschwiegenheit kannst Du bauen."

„Nein, Lolotte, nichts da."

„Geh, schlechter Mensch, ich plaudere so viel mit Dir; sieh, ich will Dir entgegenkommen; meine Dame hat mir befohlen, das klingt auch wie ein Geheimniß, heut mich in's Bett zu legen, keine Thüre zu öffnen von zehn Uhr ab, weil sie einen wichtigen Familienrath abzuhalten hat, und nicht will, daß die Dienstboten in der

Nähe seien; es ist Alles Finte; aber ich bleibe im Zimmer."

„Was will das sagen," lachte Simon, „meine Sache ist verwickelter. Heut kommt der Herr Eckert und fragt: ob wir Uniformen der Garde du Corps vorräthig haben — solche für Gemeine! verstehst Du? wir haben noch zwei; da sendet mich Büder mit denen zu Eckert in's Haus; sie denken ich merkte und sah nichts — ha — ha; der, welcher sie betrachtete, war der Lieutenant Hebenstein. Er nahm die Uniformen, ging damit in ein Zimmer, kam endlich mit einer von beiden zurück, gab sie an Eckert, der sie mir einhändigte. Als ich meinem Herrn die Uniform wieder brachte, befahl er mir zu schweigen; schweige Du auch, Lolotte. Was aber mag dahinter stecken? sie haben irgend einem die Uniform angeprobt, das ist sicher. Wem?"

„Hast Du die zweite Uniform bei der Hand?"

„Sie ist hier in der Lade; ich sollte sie bei mir verwahren."

„Laß doch sehen!"

Simon kramte im Hintergrunde der Bude und trat dann, das Koller über den rechten Arm gelegt, wieder an das Gitter.

„Sagte Eckert nichts über das Sitzen — die Größe?"

„Er meinte, diese hier sei zu eng, ich mußte auch von der andern die Tressen des Kornets wegnehmen, denn es sollte die Uniform eines Gemeinen sein."

„Hm!" sagte Lolotte nachdenkend, „das klingt geheimnißvoll. Allerdings zu enge ist diese hier; es muß also ein stattlicher Mann sein, der sie trägt. Heben-

stein kann es nicht sein — er ist Offizier. Je nun, was kümmert es uns!"

Als es neun Uhr von den Kirchthürmen summte, konnte man dem Eckertschen Hause gegenüber zwei Personen, einen Mann und eine Frau bemerken, welche aufmerksam jeden aus dem Thorwege Schreitenden betrachteten. So lange sich Civilpersonen zeigten, blieben sie gleichgültig, ganz erregt aber wurden sie, als gegen halb 10 Uhr zwei Soldaten der Garde du Corps auf die Straße traten. Der erste trug Offizieruniform, der zweite, welcher in einiger Entfernung seinem Vorgesetzten folgte, die eines Gemeinen. Beide gingen auf die lange Brücke zu. Die Lauscher folgten und sahen, wie die Militairpersonen durch das Trabantenlokal in das Schloß gingen.

Auf einem entgegengesetzten Wege, schnell, eilend verschwanden auch die Verfolger in einen jener tiefen Thorbögen, welche sich über den nach der Schloßfreiheit führenden Eingängen wölbten.

Durch die breiten Fenster des langen, unheimlichen Korridors, der zu den Zimmern der Damen vom Hofe führte, fiel das Licht des Mondes. Zuweilen, wenn ein Gewölk vorüberzog, verfinsterte sich der endlos scheinende Gang vollkommen. Eine ungestörte Ruhe herrschte hier, nur hin und wieder strich leise pfeifend der Wind durch eine Fensterritze und bewegte ein wenig die an der Wand hängenden Bilder der Generäle, Hofherren und Palastdamen, mit denen der Korridor verziert war.

Die Stille ward endlich durch gewichtige Tritte unterbrochen. Sie kommen die Treppe herauf. Sporen und Waffen klirrten; es war die Nachtrunde, welche

ihre Posten in den Höfen und Gängen des Schlosses vertheilte. Der Führer der Runde war Lieutenant Hebenstein. Man hörte zwei der Soldaten eine Treppe höher gehen, während der Lieutenant mit dem letzten Manne durch den Korridor schritt, wahrscheinlich um dem Soldaten seinen Posten anzuweisen. Niemand war sichtbar.

Als die Runde inmitten des Korridors anlangte, öffnete sich plötzlich dicht vor dem Lieutenant und seinem Soldaten eine Tapetenthür; aus derselben trat ein Mädchen, sie prallte erschrocken über den unerwarteten Anblick der Garde du Corps mit einem Schrei zurück und blieb zitternd in der geöffneten Thür stehen. Da sie eine Leuchte, hinter deren Flamme ein sogenannter Blender angebracht war, in der Hand hielt, erschienen der Lieutenant und sein Begleiter mit Licht übergossen, und indem Hebenstein scherzend die hübsche Zofe über ihr Ensetzen beruhigte, vergingen einige Minuten. Während dieser Zeit hatten zwei in dem dunklen Gemache nicht sichtbare, hinter dem Mädchen stehende Personen genügende Muße, den Soldaten, Hebensteins Begleiter, zu betrachten. Als sich die Garden entfernten, schloß das Mädchen die Thür.

„Er ist es!" riefen alle drei zu gleicher Zeit.

„Es ist der Pfalzgraf," setzte Faviole hinzu. „Lolotte, Ihre Vermuthung war richtig, für ihn hat Hebenstein die Uniform von Büder beschafft; unter der Maske eines Soldaten, der auf Posten ziehen soll, bringt er ihn zum Rendezvous mit der Markgräfin."

„Eile, Prosper", sagte Else, denn sie war die dritte, „eile zu dem Marquis!"

„Mit nichten, ich bleibe hier; wenn sie zurückkommen, muß ich ihnen den Weg vertreten.“

„Mein Himmel, das giebt Blut!“

„Pah! keine Angst; sie werden sich vor Skandal hüten; bleib in der Nähe, falls etwas passiren sollte, und rufe dann um Hülfe; Du hast noch so Manches gut zu machen.“

„Aber, Prosper, weshalb mußt Du ihnen gegenübertreten?“

„Man muß ihnen zeigen, daß sie auf der That ertappt worden sind, sonst geht's an's Leugnen.“

Sie drückten die Thür ins Schloß. Faviole stellte die Leuchte in Bereitschaft; alle drei Verbündeten horchten scharf nach dem Gange hinaus.

Das Zimmer der Markgräfin war matt erleuchtet. Eine Kerze, durch eine Kugel aus Milchglas eingeschlossen, warf ihren Schein auf den, mit allerlei Geräthschaften, Nippes und Büchern bedeckten Tisch, vor welchem die schöne Wittwe saß. Ihr gegenüber, zwischen zwei Liebesgöttern, gleichsam von ihnen gehalten, glänzte die breite Fläche eines prachtvollen venetianischen Spiegels, dessen Rahmen Arabesken von Muscheln, Masken und Blumen bildeten.

Louise war leidend, gebeugt. Die Ereignisse, welche in wenigen Tagen auf sie und ihre Umgebung eingestürmt, hatten ihrem Wesen die Spannkraft geraubt und die Fürstin in einen Zustand von Apathie versetzt, dem sie vergeblich zu entrinnen strebte. Da, endlich hatte das Zauberwort: Pfalzgraf Karl ist hier! ihr das Leben zurückgegeben. Heute noch sollte sie ihn sehen — er war zu ihr geeilt, es konnte zurückgenommen, vernichtet werden, jenes verrätherische, erpreßte Docu-

ment und wenn nicht — — dann fahre hin, Reichthum! — Er ist es ja allein; den das Herz begehrt, den die Lippe nennt, dem jeder Gedanke gewidmet ist! Und — o Glück — sie brauchte sich nicht mehr zu scheuen, diese Empfindungen offen zu bekennen. Der Kurfürst selbst sieht es vielleicht nicht ungern, wenn er an dem Verrathe des Polen durch den Triumph des Pfalzgrafen gerächt wird. Wenn Karl hier ist, dann werden wir siegen.

Dumpf hallen die Nachtglocken. Draußen tönt einförmiger Gesang; es sind heimkehrende Handwerker. Ihr Gejohle schallt von der Burgstraße herüber. — Horch, knistert nicht die Thüre? nein, Niemand ist in der Nähe; die Markgräfin hat ihre Diener entlassen unter allerlei Vorwänden; noch ist Gefahr vorhanden, wenn die Anwesenheit des Pfalzgrafen entdeckt wird. Hebenstein will ihn bringen. Er hat die Schlüssel zum Vorgemach. War das nicht wieder eine Thüre, die sich drehte? Die Markgräfin lehnte das schöne Haupt zurück; ihre Stirn brannte, ihre funkelnden Augen waren matt, gebrochen, sie starrten den gegenüberstehenden Spiegel an — da! ist es Täuschung? Nein — dort im Glase, sie sieht es, hinter der Lehne ihres Sessels taucht es auf, dicht an ihren Kopf schmiegt es sich an — es ist ein liebes, schönes, gutes Gesicht. Die Fürstin erbebt, wendet sich, er steht vor ihr, sie streckt die Arme aus, sie umfassen eine Gestalt, es ist keine Vision, kein Traumbild, der Pfalzgraf.

„Karl! Karl! endlich sind Sie bei mir.“

Mit diesem Ausruf sank Louise in die Arme des Erwarteten.

Nach langer, stummer Umarmung sammelte sich Prinz Karl zuerst.

„Sie haben gezürnt, Theuerste; Sie haben gezweifelt? o das ist böse; ich bin nur flüchtig von Allem unterrichtet. Ich muß Sie wieder gewinnen, koste es was es wolle.“

„Ich habe gefehlt und gebüßt, Karl“, sagte Louise; „wenn Sie wüßten, was ich in wenig Tagen gelitten! Aber jetzt, mein Freund, reden Sie, wo, wie ist Rettung möglich?“

„Sie erklären, daß Sie eine Entscheidung des Reichsgerichts anrufen wollen — doch — lassen Sie das Alles bei Seite — schenken Sie mir diese erste, glückliche Stunde ganz; ganz allein nur mir. Die Wirklichkeit ist so schaal, so erbärmlich. Versetzen wir uns in höhere, lichtere Sphären. Träumen Sie sich mit mir hinaus aus diesem öden ungeheuren Schlosse in die grünen Wälder, auf die duftenden Berge Tyrols; genießen Sie mit mir das Glück, das ich ohne Sie nie finden kann. O, wenn Sie nur erst in meinem Heidelberg wären oder in dem schönen, felsumschlossenen Innsbruck, wie wollte ich jubeln, wie bald wollten wir Alles vergessen, was sich uns feindlich entgegenthürmte.“

„Mein theurer Karl, wie glücklich macht mich diese, Ihre freudig erregte Stimmung; ein solcher Augenblick läßt das erlebte Ungemach in Nichts zerfließen. Und doch, mein Freund, muß ich Sie leider zurückführen aus dem herrlichen Garten der Phantasie in die häßliche Wirklichkeit; bedenken Sie, wie viel uns noch zu thun bleibt, bevor wir eintreten können in Ihr geträumtes Eden. Wir müssen handeln, um glücklich zu

werden, Karl; denken Sie, daß Sie nur gekommen sind, um mir die Gewißheit zu geben, daß ich Ihres Beistandes sicher bin; nur ein heller Lichtblick ist Ihre Ankunft. Die finstern Wolken der Sorge umschleiern mein Gemüth bald wieder, weil ich mir sagen muß: Wie hart wird der Kampf um dich werden."

„Und werde er so heiß, so schwer wie Titanenarbeit, ich kämpfe ihn durch; auf Ihre Liebe kann ich bauen, was bedarf es weiter. O, wäre der Polenprinz doch hier, ich böte ihm den ritterlichen Kampf an. Es wäre kein schlechtes Schauspiel, wenn wir im Turnier, gleich wie unsere Vorfahren, um Ihre schöne Hand den Kampf beständen."

Die herrliche Gestalt des Pfalzgrafen schien während dieser Betheuerungen noch zu wachsen. Sein edles Gesicht hatte sich geröthet, seine Augen blitzten und er warf die Lippen trotzig empor; seine Hand fuhr zum Griff des schweren Pallasch, den er an der Seite trug.

„Mein Himmel," rief die Markgräfin, durch das Klirren aufgeschreckt, „jetzt sehe ich erst Alles, Sie stecken in der Uniform eines Garde du Corps!"

„Nur auf solche Weise konnte mich Hebenstein ins Schloß bringen. Meine Liebeswerbung geschieht in der Rüstung eines Kriegers; das ist eine gute Vorbedeutung; durch Gefahr zu Sieg und Liebe. Schon Morgen beginne ich den Kampf."

Der Pfalzgraf erschöpfte sich in Plänen und Vermuthungen; er theilte Louisens Besorgnisse durchaus nicht, dann wieder unterbrach er seine Auseinandersetzungen durch scherzhafte und von inniger Neigung zeugende Betheuerungen. Zwei Stunden waren so verflossen. Leise klopfte es an die Thüre.

Der Pfalzgraf öffnete; es war Hebenstein.

„Hoheit, ich muß zum Aufbruch mahnen", flüsterte der Lieutenant. „Die Ablösung kommt bald; Sie müssen unten zugleich mit mir sein, sonst kommen Sie nicht durch die Posten."

„Eilen Sie," sagte Louise, „mit Gott und unserer Liebe!"

Noch einen Kuß drückte der Pfalzgraf auf die weiße Stirn der Fürstin, dann folgte er Hebenstein, der vorsichtig das Terrain des Korridors, den sie wieder passiren mußten, sondirte.

Der Lieutenant und der Pfalzgraf schritten jetzt nebeneinander und waren ziemlich wieder in die Mitte des Korridors gelangt, als die geheimnißvolle Thür auf's Neue geöffnet ward, Lichtglanz auf den Gang strahlte, nun aber statt eines Mädchens ein Mann den beiden Herren gegenüber trat und sich dreist ihnen in den Weg stellte, ein Mann, in dem Hebenstein zu seinem Schrecken den Hauptmann Faviole erkannte.

Bevor Hebenstein noch irgend welche Bemerkung über des Hauptmannes unerwartete Erscheinung machen konnte, hatte dieser schon seinen Hut gezogen und sich mit höhnischem Lächeln verbeugt. Nachdem er sich den Pfalzgrafen betrachtet, sagte er:

„Ich schätze mich glücklich, Herr von Hebenstein, die Bekanntschaft seiner Hoheit des Herrn Pfalzgrafen zu machen, und bedaure, daß Ort und Zeit mir nur flüchtig gestatten, mich dem erlauchten Herrn zu jedem Dienste empfehlen zu können." —

Kaum hatte er diese Worte geendet, als auch der Degen schon in der Hand des Lieutenants blitzte; mit einem Sprunge aber war der Hauptmann in das Zimmer

zurückgeeilt, und krachend flog die Thüre wieder in's Schloß, eine große Wolke Staub aufwirbelnd. Die Klinge des Offiziers fuhr gegen die Mauer. Die Ertappten hörten doppelt schließen, einen Riegel vorschieben, und dann sagte der Hauptmann noch durch die Thüre:

„Seine Durchlaucht werden eine besondere Freude über den Besuch des Herrn Pfalzgrafen empfinden.“ —

Der Pfalzgraf, mit großer Körperkraft begabt, versuchte die Thür zu sprengen, allein Hebenstein hielt ihn von solchen Versuchen zurück; fast in demselben Augenblicke ertönten auch schon vom Ende des Korridors her die Rufe der Posten, welche zur Ablösung schritten.

„Eilen wir, Hoheit,“ ermahnte der Lieutenant, „wir müssen überlegen, was zu thun ist. Sie müssen dem hämischen Kerl zuvorkommen.“

Der Pfalzgraf begriff nicht, um was es sich handle, welchen Grund Hebenstein angeben konnte, der ihn zu so großem Abscheu gegen den Entflohenen berechtigte. Er folgte seinem Beschützer die Treppe hinab in die Wachtstube.

Daß am nächsten Morgen die Kurfürstin, die Markgräfin und sämmtliche Anhänger der Partei Pfalz-Neuburg in großer Bestürzung wegen des Abenteuers der verflossenen Nacht geriethen, bedarf keiner Erwähnung. Wenn der Kurfürst zum zweiten Male sich als den Hintergangenen betrachten mußte, so stand ein Ausbruch seines Zornes zu fürchten, der alle Pläne der Liebenden vernichten konnte.

Es blieb kein anderes Mittel übrig, als den Pfalzgrafen aus seiner Verborgenheit hervortreten zu lassen, und so dem hämischen Beginnen des Hauptmanns un-

seiner Gebieter zuvorzukommen. Was war aber dadurch gewonnen?

Diese Frage hatte der Lieutenant Hebenstein, der vor Begierde brannte, der Partei Sobiesky den Todesstreich zu versetzen, sich verschiedene Male vorgelegt. — Endlich glaubte er ein Mittel gefunden zu haben. —

„Man muß den Knoten zerhauen,“ sagte er bei sich, als er in das Hôtel der österreichischen Gesandtschaft ging, woselbst der Pfalzgraf bis auf weitere Nachricht verweilte.

Hebenstein fand den Herrn in keiner geringen Unruhe. Er fürchtete einen für die Markgräfin nachtheiligen Eklat. Der Gesandte, Freiherr von Sternberg, empfing den Lieutenant sehr artig, und die drei Verbündeten beriethen, was in so schwieriger Lage zu thun sei.

„Hoheit,“ sagte der Lieutenant, „ich wüßte ein Mittel, wie die ganze Sache schnell einem guten Ende entgegengeführt und zur Schande für unsere Widersacher ausschlagen würde.“

„Lassen Sie hören.“

„Herr Freiherr, Sie vergeben, wenn ich mit dem Prinzen allein darüber spreche.“

„Nach Gutdünken, Herr von Hebenstein,“ entgegnete der Gesandte.

„In Ihrer Gegenwart möchte ich mir die Frage erlauben, Hoheit, Sie verzeihen meine Dreistigkeit, sind Sie der Liebe der Frau Markgräfin ganz gewiß?“

Der Pfalzgraf und Sternberg sahen einander an.

„Sicher mein Freund,“ sagte Karl von Neuburg, „wie würde ich sonst so viel wagen, wie könnte die Markgräfin so viel auf das Spiel setzen?“

„Gut denn, so hören Sie meinen Plan!“

Er geleitete den Prinzen in das anstoßende Kabinet.

— Nach Verlauf einer halben Stunde traten Beide wieder ein. Das Antlitz des Pfalzgrafen strahlte vor Freude, er lief auf Sternberg zu.

„Freiherr!“ rief er, „Sie werden sich wundern, Sie werden vielleicht erschrecken, sich weigern — aber Sie müssen einwilligen. Der Lieutenant hat mir den besten Rath gegeben — so nur, kommen wir zum Ziele. Wie konnte mir das nicht selbst einfallen!“

Er faßte vertraulich den Arm des Gesandten, zog ihn an sich, und raunte ihm einige Worte in's Ohr. Erschreckt fuhr Sternberg zurück.

„Sie wollten, Hoheit? unmöglich!“ rief er.

„Ha! sehen Sie, Sie erschrecken! ich dachte es gleich. Ja, die Franzosen und Polen haben Glück. Ihre Vertreter sind muthig.“

„Hoheit können an meinem Muthe zweifeln!“

„Zeigen Sie ihn! Ich nehme alle Schuld auf mich. Die Markgräfin ist frei, wenn sie verzichtet — und sie wird verzichten. Uebrigens ist das eine große Staatsrechtsfrage. Also — nicht wahr? so geschieht es, Sternberg, wie der Lieutenant gerathen.“

„Ich füge mich in Ew. Hoheit Befehle, die ich laut kaiserlicher Ordre respektiren muß.“

Der Abend sank hernieder. Die Wohnung des österreichischen Gesandten schien gänzlich verlassen. Die Vorhänge waren geschlossen, die Laternen gelöscht, und trotz des Sommerabends ließ sich Niemand von dem Hauspersonale vor der großen Eingangsthür sehen.

Als es dunkel ward, bevor der Mond heraufkam, erschienen vor dem Hôtel ein Mann und zwei Frauen.

Sie pochten; die Pforte öffnete sich und schloß sich wieder hinter ihnen. Dann erschien wieder eine Dame von einem Diener begleitet, endlich ein Offizier, der sich sorgsam in seinen Reitermantel hüllte; auch diese Personen traten in das Hôtel.

Der breite, gewölbte Hausflur war nur matt erleuchtet, dessen ungeachtet erkannten sich die Angekommenen bald. Der Pfalzgraf Karl von Neuburg, die Markgräfin Louise, Fräulein von Groschewska, Fräulein von Pöllnitz und der Lieutenant von Hebenstein standen sich einander gegenüber. An der Treppe, welche in das Innere führte, empfing der Gesandte die Gesellschaft. Ihm zur Seite stand ein schwarzgekleideter Herr. Sämmtliche Anwesende durchschritten die festlich erleuchteten Zimmer, deren auf die Straße gehenden Fenster sorgfältig verschlossen und versetzt waren. Ganz am Ende der Zimmerreihe befand sich ein halbrundes, gewölbtes Gemach, dessen Thür offen stand. Die Gesellschaft trat hinein, die Thür ward geschlossen. — — —

— — — In derselben Reihenfolge, wie sie gekommen, verließen die Gäste des Freiherrn von Sternberg auch wieder das Hôtel der österreichischen Gesandtschaft. Sie hatten nur eine Stunde darin verweilt. — — —

Der Audienzsaal auf dem kurfürstlichen Schlosse war seit einer Stunde der Schauplatz sehr ungewöhnlicher Ereignisse. Kurfürst Friedrich stand den beiden Gesandten, dem Starosten Bielinsky und Monsieur de Gravelle gegenüber, welche in leidenschaftlichstem Tone dem Kurfürsten die Meldung machten, daß sich der Pfalzgraf Karl von Neuburg in Berlin befinde, um

den zwischen der Prinzessin Louise von Radziwill, Wittwe des Markgrafen Ludwig, und dem Prinzen Sobiesky geschlossenen Heirathskontrakt zu vernichten, in welchem Beginnen der Eindringling durch den österreichischen Gesandten, Herrn von Sternberg, unterstützt werde. Der Kurfürst, der in dem Auftreten des Pfalzgrafen eine Genugthuung für die durch Sobiesky's Heimlichkeit erlittene Niederlage fand, zeigte sich wenig geneigt, den Vorstellungen der Gesandten Gehör zu geben.

So konnte es nicht ausbleiben, daß man bald von dem Thema der Heirathen auf ein anderes, das der Politik übersprang, wobei denn allerlei unangenehme Erörterungen in den Vordergrund traten. Der langverhehlte Unmuth des Kurfürsten brach sich Bahn und es fielen Bemerkungen über die Angelegenheit der französischen Refugié's, längst dem Pariser Hofe ein Dorn im Auge; über das beseitigte Testament und dergleichen Angelegenheiten.

Die Scene drohte so heftig zu werden, wie nur eine Scene werden kann, welche den Vorläufer zu ernsteren bildet.

Inmitten dieses Wortgefechts bemerkten der Kurfürst und seine anwesenden Räthe, denn die Gesandten hatten deren Gegenwart erbeten, daß vor der Anfahrt zum Schlosse auf dem Platze ein besonderes Treiben stattfinde. Man war jedoch durch die Debatte so in Anspruch genommen, daß wenig darauf geachtet wurde. Nur Herr von Rohr, einer der jüngeren Kammerherren, wagte es, sich bis an das Fenster zu schleichen und auf den Platz zu blicken. Hier bemerkte er verschiedene Kutschen; von Läufern in Gallatracht umgeben, hielten

die mit Federbüschen geschmückten und von reich gezierten Pferden gezogenen Wagenungeheuer vor dem Portale. Den Inhalt der Staatswagen konnte der Kammerherr nicht mehr erblicken, er mußte sich schon in das Schloß begeben haben.

Man blieb indessen nicht lange in Ungewißheit. Die diensthabenden Kammerherren und Pagen vereinigten sich von Außen her zu einer Attacke auf das geschlossene Audienzzimmer und sprengten, bildlich genommen, die Thüren, indem einer von ihnen es wagte, den Zorn des Kurfürsten auf sich zu laden und mitten in die Versammlung hineinzustürmen.

„Ciel!“ rief Friedrich, „das ist mir neu. Was heißt das, Herr von Saldern. Sie wagen eine Unterbrechung? bin ich nicht mehr der Landesherr? Wer darf die Audienzen unterbrechen?“

„Durchlaucht, halten zu Gnaden!“ stammelte Herr von Saldern. „Allein das, was sich soeben zu ereignen beliebt, ist so außergewöhnlicher Art, daß wir uns für berechtigt hielten, den Unmuth Ew. Durchlaucht auf uns laden zu dürfen.“

„Eh bien, das wäre? ich bin doch begierig. Sie sehen, daß alle die Herren hier gespannt sind.“

„Seine Gnaden der Herr Pfalzgraf Karl von Neuburg und die Markgräfin Louise Hoheit bitten um Einlaß. Wir konnten unmöglich uns weigern, eine Bitte zu überbringen, die sehr dringend erscheint, denn der Pfalzgraf wünscht ausdrücklich in diesen hohen Kreis treten zu dürfen.“

Allgemeines Erstaunen bemächtigte sich der Versammlung.

Kurfürst Friedrich war Anfangs gewillt, diesem

dreisten Begehren sich zu widersetzen; allein eine unbestimmte Ahnung sagte ihm, daß eine Niederlage der Gesandten statthaben werde, und so gab er den Befehl, die Audienz-Suchenden vorzulassen.

Die Augen Aller waren auf die Eingangsthür gerichtet, man las auf den Gesichtern die Erwartung und hatte das Gefühl einer herannahenden Katastrophe. Die Thüren gingen auf, und in den Saal rauschten: Markgräfin Louise, geführt vom Pfalzgrafen, beide höchst reich gekleidet, dann der kaiserliche Gesandte Herr von Sternberg, gefolgt von dem im Amtsornate einherschreitenden Gesandtschaftskaplane. Eine Pause trat ein. Die Angekommenen verneigten sich tief.

„Ei, Herr Vetter," rief der Kurfürst, „Sie kommen en grande tenue, wie geht das zu? und Ihre Liebden, meine Frau Schwägerin, ebenfalls? was wollen Sie beide hier von mir und diesen Herren? es muß etwas Außerordentliches sein, denn sonst begreife ich nicht, wie Sie es auf die Gefahr, meinen Zorn zu erwecken, wagen konnten."

„Durchlauchtiger Herr," sagte der Pfalzgraf, das Knie vor dem Kurfürsten beugend, „ich komme in großer, wichtiger Angelegenheit; in einer Sache, die mein ganzes Leben zum glücklichsten oder unglücklichsten machen kann, je nachdem Ihre Huld oder Ihr Zorn mich treffen. Ich bin ein Freier der Markgräfin."

„Ciel!" rief der Kurfürst, „das ist mir zuviel. Schon wieder ein Freier. Ist mein Hof ein Bureau de mariage, wie sie es in Paris etablirt haben? Ich will mit Ihrer Sache nichts zu schaffen haben, Herr Pfalzgraf; sie ist soeben ein Gegenstand heftiger Erör-

terungen gewesen. Ich will mit Ihrer Werbung nichts zu thun haben."

„Nun denn, Durchlaucht," sagte der Pfalzgraf sich erhebend, „schenken Sie mir Ihre Gnade, wenigstens durch Anhörung meiner Bitte. Ich wage es auszusprechen: ich werde Ew. kurfürstliche Hoheit nicht mehr mit meinen Angelegenheiten des Herzens zu belästigen brauchen, und bitte mir gnädigst verzeihen zu wollen, wenn ich die unterthänigste Meldung mache, daß überhaupt Niemand im deutschen Reiche die eheliche Verbindung zwischen mir und der durchlauchtigsten Markgräfin Louise zu negoziiren braucht."

„Und weshalb nicht, Herr Vetter? Sie sprechen in Räthseln, weshalb nicht? wozu diese Phrase?" sagte Friedrich gespannt.

„Weil seit gestern Abend die durchlauchtige Frau Markgräfin Louise, Wittwe des hochseligen Herrn Markgrafen Ludwig, mein ehelich Gemahl sind."

Die Bombe war geplatzt: sie that ihre Wirkung, denn gleich wie bei der Entladung und Sprengung des tödtlichen Kriegsgeschosses stoben die Hörer buchstäblich auseinander. Gravelle und Bielinsky fuhren in die Höhe, die Räthe und Kammerherren taumelten gegen die Wände, die Pagen sprangen einen Schritt zurück. Die Freunde des Pfalzgrafen zitterten; nur der Kurfürst blieb ruhig, ebenso der Pfalzgraf selbst, der die Hand seiner schönen Gattin ergriffen hatte und mit graziöser Bewegung den Umstehenden die Neuvermählte präsentirte. Tiefes Schweigen herrschte. Mit fast gleichgiltigem Geschäftstone fragte endlich der Kurfürst.

„Die Zeugen der Vermählung?"

„Der kaiserliche Gesandte, Graf Sternberg, das

Fräulein von Pöllnitz, der Herr Lieutenant von Hebenstein und die Hofdame von Groschewska," sagte der Pfalzgraf; „Herr Kaplan, wollen Sie Seiner Durchlaucht die Urkunde überreichen?"

Der Kaplan trat vor. Mit einer kurzen Handbewegung wies Friedrich ihn zurück.

„Unnöthig," sagte er, „was geschehen ist — ist geschehen. Sie, meine Herren," wendete er sich mit schlecht verhehlter Freude zu den Gesandten, „Sie sind die Geschädigten."

„Wir behalten uns vor, Durchlaucht, gegen diesen Gewaltschritt die geeigneten Maßregeln zu ergreifen," sagte Herr von Gravelle. „Ein solcher Schritt ist unerhört und im Namen meines Herrn lege ich Protest dagegen ein."

„Ich würde andere Hebel zur Wahrung des prinzlichen Rechtes in Bewegung setzen," sagte Bielinsky, „wenn es dessen bedürfte; aber ich habe in meinen Händen das Wort der Markgräfin. Wenn Ihre Erlaucht das Herz so sprechen lassen, dann werden Sie auch mit ansehen, wie die erbärmlichen irdischen Güter in den Besitz der Krone Polen gelangen."

„Das wäre eine Rechtsfrage, Herr Starost," sagte Sternberg vortretend. „Seine Majestät der Kaiser sind als Testamentsvollstrecker bestellt und es kommt darauf an, wie die Frage von dem Reichsgericht entschieden wird, vor welches der erhabene Testamentsexekutor sie zu bringen berechtigt ist. Heute Morgen sind meine Couriere nach Wien abgegangen."

„C'est ça!" warf der Kurfürst ein. „Die Affaire ist beendet; darum das Intriguenspiel, darum allerlei böse Reden. Wäre gleich einer der Herren Freier auf

die Idee gekommen, so hätten wir sans embarras uns geeinigt; ich bin machtlos gegen den Spruch der Kirche. Nur meine Mißbilligung darüber, daß ich vollständig hintergangen bin, kann ich an den Tag legen; daher: Herr Pfalzgraf ich halte Sie nicht länger in Berlin mit Ihrer Gattin, der gnädigsten Frau Pfalzgräfin, der ich meinen Respekt im Uebrigen vermelde. Mit den bei der Affaire sonst betheiligten Personen, werde ich, wie ich schon früher publizirt, ein ernstes Wort reden. Adieu allerseits. Die Audienz ist geschlossen. Herr von Danckelmann, folgen Sie mir in mein Kabinet."

Wenige Minuten später war der Audienzsaal verödet. Die Lakaien öffneten die Fenster, zogen die Kappen über die Möbel und kicherten ob der sonderbaren Geschichte, von deren Verlauf sie natürlicher Weise nicht eine Silbe verloren hatten.

Was Herr von Danckelmann mit dem Kurfürsten gesprochen, kam nicht in die Oeffentlichkeit, aber die Resultate der Unterredung zeigten sich sehr bald und es ließ sich leicht bemerken, daß Danckelmann's Konferenz mit dem Polizeimeister, Herrn de Portz, folgenschwer gewesen.

An dem Abend nach der entscheidenden Audienz bewegte sich durch das Leipziger Thor ein Wagen, der allerlei Gepäck mit sich führte. Auf diesen Packen saßen ein Mann und eine Frau. Es waren der Hauptmann Faviole und seine Else. Sie waren dem kurfürstlichen Befehle, Berlin binnen vierundzwanzig Stunden und die kurfürstlichen Staaten in drei Tagen zu verlassen,

nachzukommen, soeben im Begriff. Der Schutz des Gesandten hatte den Abenteurer vor schwerer Ahndung gerettet und seine Taschen mit Gold gefüllt.

Am folgenden Tage verließ der Sekretair Treillard, von einem Offizier bis zur Grenze geleitet, für immer Berlin. — Zur nämlichen Stunde fand eine Haussuchung bei Herrn Faust statt, dem ein dreitägiger Arrest auf dem Stockhause diktirt ward; mit der Androhung schwerer Strafe bei etwaigen Rückfällen ward er entlassen und sein Haus unter Bewachung gestellt.

Die Damen und Herr Eckert erhielten strenge Verweise.

Die Kurfürstin hatte eine Unterredung mit ihrem Gatten, in Folge deren sie äußerst heiter in Lützenburg ankam. Die Hofdamen, welche mit einer Strafpredigt davon kamen, erschienen Abends bei ihr. Die Pöllnitz und Fräulein von Groschewska waren sehr lustig. Man darf also annehmen, des Kurfürsten Zorn sei nicht so ernst gemeint gewesen, besonders, da auch Eckert einen Tag später große Bestellungen erhielt.

In der Dämmerung gingen drei ganz vermummte Frauen durch den Park von Lützenburg. Sie blieben im Gehölze da, wo heute die Parkmauer sich befindet, stehen. Hier hielt ein schwerer Reisewagen. Zwei Personen, ein Herr und eine Dame traten zu den drei Frauen.

Die Unterhaltung war nicht lang, aber innig und herzlich. — Worte des Dankes, der Freude, der Liebe und Hoffnung. — Noch eine Umarmung, ein Händedruck und dahin, auf der Landstraße in die Nacht hinein rasselte der Wagen, welcher zwei Glückliche trug. An ihr Herz preßte die Markgräfin das Bildniß der

schönen, edlen Freundin, der hochherzigen Kurfürstin Sophie Charlotte, während ihr Haupt an der Schulter des Pfalzgrafen ruhte.

Aus dem Parke zurückgekehrt in ihr Zimmer, sank die Kurfürstin ermattet in den Sessel.

„Gott sei gelobt,“ murmelte sie leise. „Endlich ist Alles vorbei. Laß es ihnen der Himmel wohlergehen. Welch' ein Wirrwarr in den wenigen Tagen! Nicht wahr, liebe Pöllnitz,“ sagte sie zu der eintretenden Hofdame, „solche Affaire möchten wir nicht zum zweiten Male erleben.“

„Warum nicht, Durchlaucht?“ sagte lachend das schöne Fräulein. „Wir haben viel gelernt. Und wer so siegreich aus dem Kampfe hervorgeht, der dürstet nach neuen Gefechten. Aber morgen müssen wir Herrn von Hebenstein sprechen und ihm den Dank bringen von dem Freier der Markgräfin.“

Drei Tage nach diesen Ereignissen ward der Lieutenant von Hebenstein am frühen Morgen durch die Glocke seiner Thür geweckt. — Als er öffnete, sah er eine Ordonanz eintreten, welche ihm einen Brief seines Kommandeurs einhändigte. Das Schreiben enthielt die dem Offizier ganz unbegreifliche Ordre: „Der Herr Lieutenant von Hebenstein hat sich um 9 Uhr im Kabinet des Herrn Ministers von Danckelmann einzufinden.“ —

Der Lieutenant betrachtete mit unwilligen Blicken das Papier. Die Zusammenkunft mit Herrn von Danckelmann bedeutete nichts Gutes. Er ging dessenungeachtet als pünktlicher Soldat zur befohlenen Zeit

Als der Offizier das Kabinet Danckelmann's wieder verließ, konnte man die letzten Sätze der Unterredung hören: „Glückliche Reise, Herr Lieutenant, und künftig hübsch vorsichtiger. Lassen Sie die Leute solche Dinge treiben, welche damit betraut sind."

„Herr Minister, ich bin Ihnen Dank schuldig für die Lehre. Vielleicht kann ich Ihre Dienste vergelten."

„Ich nehme Zahlungen an, Herr Lieutenant; nur wüßte ich nicht, wann Sie mir dieselben leisten sollten."

„Man kann nicht wissen, Herr Minister. Das Leben spielt wunderlich. Aber nehmen Sie die Versicherung, daß ich alsdann in gewichtiger Münze meine Schuld abtrage. Leben Sie wohl, Herr Minister."

„Glückliche Reise, Herr von Hebenstein."

Herr von Hebenstein hatte, mit kurzen Worten, einen Befehl erhalten, sich ins Ausland auf einige Zeit zu begeben und sich als, auf unbestimmte Zeit beurlaubt zu betrachten."

Das hatte Herr von Danckelmann erreicht. Es war ein harter Schlag gegen Herrn von Grumbkow.

Hebenstein befand sich bald auf der Landstraße. Aber in seinen Taschen klirrten die Beweise des kurfürstlichen Wohlwollens. Am Tage vor der Abreise hatte ihm Eckert im Namen des Kurfürsten eine bedeutende Summe als Zeichen der Zufriedenheit mit seinen Diensten überreicht „auf daß er eine kurze Kavaliertour machen könne." — Er blieb nicht lange fern.

Auf dem Schlosse zu Innsbruck lustwandelte er in Gesellschaft des Pfalzgrafen und der Pfalzgräfin, die dem Freunde eine gastliche Aufnahme gewährt hatten. — Da naht der Page Karls von Neuburg. Er überreicht ein Schreiben für Hebenstein. —

Charlotte einen Kronprinzen geboren. — Der Jubel war groß. — Allen ward verziehen, was mißliebig war, wurde wieder zu Gnaden aufgenommen, um wie viel mehr Hebenstein, dessen Verbannung nur eine Laune des Fürsten-Ministers bewirkt hatte. Der Lieutenant kehrte nach Berlin zurück. — Seine Rückberufung war eine der ersten Bitten, welche die Kurfürstin nach glücklicher Entbindung vorgetragen hatte.

„Er soll kommen!" hatte Friedrich gesagt. „Glücklicher Weise habe ich keine Markgräfin mehr zu verheirathen."

Ein Jahr später. — Vor der Festung Bonn donnerten die Brandenburgischen Geschütze. Der Kurfürst leitete die Belagerung in Person. Die französische Besatzung, von überlegener Macht bedrängt, vertheidigte sich mit gewohnter Tapferkeit. Die brandenburgischen Truppen behaupteten den Ruhm, den sie unter Friedrich Wilhelm den großen Kurfürsten sich errungen.

Ein scharfes Gefecht hatte bei einem Ausfalle stattgefunden. Zurückgeworfen in die Werke der Festung verließ der französische Kommandant Graf Asfeld die ihm entrissene mit Leichen bedeckte Wahlstatt. — Die sinkende Sonne beleuchtete mit ihren Scheidestrahlen die Haufen von Todten und wimmernden Verwundeten, welche in grausiger Unordnung durcheinander lagen.

Zwischen die Hügel der Parallelen hindurch, unter den winselnden und stummen Gefallenen bewegte sich eine brandenburgische Kompagnie. Es waren Musketiere, von einigen Offizieren geführt. — Als sie an eine Stelle gekommen waren, wo das Gefecht am heftigsten getobt hatte,

die Gebliebenen zu notiren und die Verwundeten in das Lager zu schaffen.

„Sehen Sie, Hebenstein!“ rief der Hauptmann von Platow, „hier ist es, wo wir in der Klemme waren.“

„Ein Glück!“ entgegnete der Lieutenant, „daß der Kapitain St. Bonnet zu Hülfe kam, sonst wären wir schlimm dran gewesen, und auch der Kurfürst war in äußerster Gefahr.“

„Hier haben also Franzosen gegen Franzosen gefochten,“ meinte der Hauptmann, seine Schreibtafel in Bereitschaft setzend, während die Soldaten beschäftigt waren, die Verwundeten aufzunehmen und die Todten in die bereit stehenden Karren zu legen.

„Aber,“ setzte Platow hinzu, „was ist Ihnen, Lieutenant? Sie stehen, wie angewurzelt und — ja, weiß Gott, Sie ändern die Farbe.“

Lieutenant Hebenstein stützte sich auf seinen Pallasch und betrachtete ernsten Blickes, tiefsinnend eine vor ihm liegende Leiche. Es war ein höherer Offizier. Er mußte in den ersten Reihen gefochten haben, denn da, wo Mann auf Mann zusammengetroffen, lag er hingestreckt: durch die Brust waren zwei Kugeln gedrungen, und die zerfetzte Uniform, so wie ein Hieb über die Stirne zeugten davon, daß der Gebliebene nicht das Handgemenge gescheut hatte. Der Lieutenant schüttelte gedankenschwer das Haupt. „Sonderbares Ende,“ sagte er. „Er muß durch französische Waffen gefallen sein.“

„Steht der da unten Ihnen so nahe?“ fragte Platow gleichgültig.

„Es ist ein Mann, den ich kannte in voller Kraft des Körpers und Geistes. Beides hat er nicht zum

„Pah! liegen noch ihrer Viele da! Sie sind noch jung im Handwerk. Ich hab' schon mehr gesehen."

„Lieber Platow," sagte Hebenstein, „Sie kannten ihn früher auch."

„Ich?" sagte Platow, sich zur Leiche neigend. „Wahrhaftig! er kommt mir bekannt vor. Wo hab' ich das Gesicht einst gesehen?"

„Betrachten Sie es nur genau. Nun, kennen Sie ihn noch nicht? so will ich Ihrem Gedächtniß zu Hülfe kommen: Es ist die Leiche des Hauptmannes Faviole." — —

Man fand Geld und einige Pretiosen bei der Leiche und nahm das Gefundene mit. Abends spät kam ein Weib in's Lager zur Wache und forderte den Lieutenant der Vorposten zu sprechen. Sie wollte durchaus wissen, ob man die Leiche des Hauptmannes Faviole gefunden habe. Da man es ihr nicht sagen konnte, lief sie wieder fort. Sie sah ziemlich zerlumpt aus. Die Hatschiere wollten die schöne Else in ihr erkannt haben. — Man hat nie wieder von ihr gehört. —

Es war eine rauhe Dezembernacht des Jahres 1697. Da, wo jetzt die Jägerstraße in die Kurstraße mündet, stand und steht noch heute das sogenannte Fürstenhaus. — Es war das neuerbaute, stolz sich erhebende Palais des Ministers Eberhard von Danckelmann.

Ein Haufen schwarzer Gestalten knäuelt sich an der Ecke zusammen. Sie halten ihre Rosse fest im Zügel, damit die Waffen und Sporen nicht klirren. Nicht weit vom Hause des Ministers hält eine Kutsche. Bewaffnete umgeben sie. Dumpf dröhnen die Schläge

wird endlich geöffnet. Drei Männer schreiten hinein. Als das Thor geschlossen ist, giebt der Führer des Reitertrupps ein Zeichen. Die Reiter nähern sich, sie bilden einen Halbkreis vor der Thür des Hôtels, in den Halbkreis hinein fährt die Kutsche, deren Schlag schon geöffnet ist. — Im Innern des Hauses ist Alles still. Die Reiter haben ihre Pallasche gezogen und sitzen unbeweglich, gleich Statuen. Der Wind fegt die Friedrichsstraße (jetzt Kurstr.) entlang und bewegt die Mäntel und Federn der Reiter. Plötzlich wird es im Hause lebendig. Lichter zeigen sich an den Fenstern, dumpfes Geräusch erschallt.

Die Thüre wird wieder geöffnet; inmitten der drei Männer, von denen zwei brennende Fackeln tragen, erscheint ein hoher, kräftiger Mann. Er ist mit einem Pelze bekleidet und hat seinen Hut fest in's Gesicht gedrückt. Auf der Schwelle bleibt er stehen, er wirft noch einen Blick seinen händeringenden Angehörigen zu. — Der Anführer der Reiter lenkt sein Roß auf die Thür zu.

„Seine Excellenz, der Herr Minister von Danckelmann?" fragte der Reiter höflich.

„Eberhard von Danckelmann!" antwortete der Minister.

„Sie sind mein Gefangener! Im Namen Seiner Kurfürstlichen Gnaden Friedrich's III."

„Ich weiß es bereits durch diese Herren hier!" sagte der Minister. „Mögen es die verantworten, die Seiner Durchlaucht treuesten Diener gestürzt haben. Wohin haben Sie Ordre, mich zu bringen?"

„Auf die Citadelle von Spandau."

„Darf ich erfahren, wer die Eskorte kommandirt?"

„Rittmeister von Hebenstein, von der Garde du Corps.“

„Hebenstein!“ rief betroffen der Minister, den Reiter scharf in's Auge fassend. „Sie sind es — ja. Wann haben Sie mein Haus hier zum letzten Male betreten?“

„Als ich mir den Befehl holte: Berlin und mein Regiment zu verlassen. Es sind fast zehn Jahre her.“

„Richtig!“ sagte Danckelmann seufzend. „Sie wollten mit gewichtiger Münze zahlen, Herr von Hebenstein. Thun Sie es nun.“

„Ich habe nur Ehrfurcht und Bedauern einem Manne gegenüber, wie Ew. Excellenz es sind. Was mich stumm macht, ist die Ordre. Ich fühle mit Ihnen.“

„Pah! Gunstwechsel — heute oben, morgen unten; ich habe es voraus gewußt. Eines weiß ich eben so sicher: So schnell wie Sie von dem Freier der Markgräfin, Herr Rittmeister, komme ich nicht wieder nach Berlin. Lassen Sie uns gehen.“

Er stieg in die Kutsche. Die Reiter umschlossen dieselbe, und nach dem Spandauer Thore ging es.

„Wer da!“ rief die Wache am Thore.

„Eskorte nach Spandau!“ rief der Rittmeister.

Kreischend öffneten sich die ungeheuren Thorflügel, über die Brücke donnerte der Zug, und auf die Heerstraße lenkte der Wagen, der den Gestürzten nach Spandau in sicheren Gewahrsam führte.

„Beim Degen bleiben, ist sicherer, als Feder und Portefeuille führen!“ sagte Hebenstein zu sich selber, indem er sich an die Spitze des Zuges setzte.

Druck von [illegible]



